

Carl von Kessel



**DER TEUFEL
AUF REISEN**
ZWEITER BAND

**Ein humoristisch-satirischer Roman
aus dem Jahr 1870**

Carl von Kessel

Der Teufel auf Reisen

Zweiter Band

Ein humoristisch-satirischer Roman
aus dem Jahr 1870

www.geisterspiegel.de

Cover © 2016 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2016 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Inhaltsverzeichnis

Achtes Kapitel	7
Neuntes Kapitel	20
Zehntes Kapitel	82
Elftes Kapitel	118
Zwölftes Kapitel	161
Dreizehntes Kapitel	189

Achtes Kapitel

Schwalbe besucht seinen Freund Gottlieb Schnorpel

»Mein verehrter Baron«, sagte der Doktor eines Abends zu seinem infernalischem Freund, als beide, gemütlich eine Zigarre rauchend, im traulichen Gespräch einander gegenüber saßen, »wissen Sie wohl, dass ich mich schon lange mit einem Wunsch herumtrage?«

»Nun«, erwiderte Schwefelkorn, »so lassen Sie hören. Sollte derselbe denn so schwer zu erfüllen sein?«

»In diesem Augenblick muss ich wohl darauf verzichten. Die Entfernung ist doch gar zu groß und eine Eisenbahnverbindung gibt es hier nicht.«

Sein Gesellschafter aus der Hölle lachte. »So ergeht es euch schwachen Menschenkindern«, bemerkte er. »Ungeachtet eurer Philosophie und eurer erträumten Weisheit seid ihr häufig doch nicht einmal imstande, selbst den einfachsten Wunsch zu verwirklichen. Trotz der Prahlerei vom »freien Willen«, gibt sich auf jedem Schritt, den ihr tut, eure Hilflosigkeit kund.«

»Ja«, bemerkte Schwalbe, »der Meinung bin ich auch, dass wir jedenfalls Flügel haben müssten. So wie die Sachen jetzt stehen, ist ja jeder Gänserich gegen uns im Vorteil.«

»Ha, ha!«, lachte der falsche Baron. »Das würde ein schönes Durcheinanderfliegen geben! Da möchte wohl bald die soziale Ordnung aufhören, auf die Ihr ja so große Stücke haltet. Kisten und Kasten wären nicht mehr sicher, und im Geist sehe ich schon so manches liebende Pärchen, trotz Polizei und Telegraphen, durch die Lüfte segeln und sich in

irgendeinem Storchnest niederlassen, um dort seine Flitterwochen zu feiern.«

»Dass Sie auch gleich über alles die Lauge Ihres Spottes ausgießen müssen! Wahr ist es aber doch, wenn ich Flügel hätte, so könnte ich jetzt meinen Wunsch erfüllen.«

»Nun, worin besteht denn dieser Wunsch?«

»Ich habe Ihnen ja bereits von meinem Freund Gottlieb Schnorpel erzählt.«

»Allerdings. Er muss ein Original sein.«

»Das ist er auch. Nun sehen Sie, das größte Vergnügen würde es mir machen, wenn ich ihn einmal so unbemerkt, ohne dass er eine Ahnung davon hat, beobachten könnte. Wie Sie wissen, habe ich Gottlieb während meiner Abwesenheit zu meinem Hausverwalter eingesetzt. Nun ließ ich auch gleichzeitig eine sehr schlaue und durch ihre Reize äußerst verführerische Person dort zurück, der ich den Namen Phöbe beilegte. Die Augen Gottliebs, das weiß ich, waren im Stillen schon längst auf dieselbe gerichtet und nur die Scheu vor mir, oder eine gewisse moralische Rücksichtnahme hielten den blöden Schäfer bisher zurück, dieser Phöbe offen den Hof zu machen, obgleich ich dagegen gar nichts einzuwenden gehabt hätte, denn dieselbe hat mir stets in allen Stücken treu gedient. Und so kann ich mich doch auch schließlich der Verpflichtung nicht entziehen, sie bei passender Gelegenheit unter die Haube zu bringen.«

Schwefelkorn lachte. »Und dabei soll Ihr Gottlieb den Sündenbock abgeben?«

»Fangen Sie doch nicht zu moralisieren an«, rief unser Philosoph, »über solchen Firlefanz sind wir beide, denke ich, doch schon längst hinweg. Gottlieb würde sich im höchsten Grade glücklich fühlen, Phöbe als seine Gattin

heimzuführen, und man kann doch nicht mehr tun, als jemand glücklich machen. Freilich, mein Freund ist in dieser Beziehung ein ziemlicher Pinsel. Er hält es für unmoralisch, mir ins Gehege zu kommen und seufzt dabei vor lauter Liebesjammer wie ein alter Kater in einer schönen Märznacht.«

»Schwalbe, Schwalbe«, rief hier Schwefelkorn, indem er heuchlerisch die Augen verdrehte, »ich wasche meine Hände in Unschuld - ich warne Sie vor solchen Frivolitäten - sie sind ja ein wahrer Lovelace, der jetzt bei uns bei zweitausend Grad Hitze seine irdischen Sünden ausschwitzt.«

»Na, wenn ich nicht wüsste, dass Sie Spaß machen«, erwiderte unser Bekannter, »so könnte ich am Ende an Ihnen irre werden. Also den Wunsch, Gottlieb einen Besuch abzustatten, muss ich mir schon vergehen lassen?«

»Durchaus nicht, mein bester Freund. (Man merke wohl, der Teufel nannte unseren Philosophen bereits seinen »besten Freund«.) Durchaus nicht, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen zu erzeugen vermag, so können wir jeden Augenblick aufbrechen.«

»Aber wie denn?«

»Nun, mittelst Besenstiels«, entgegnete Schwefelkorn lachend. »Und wo denn?«

»Von hier, auf dem kürzesten Weg durch den Schornstein.«

Die Philosophie des Doktors begann doch aus dem Leim zu gehen.

»Da müsste ich doch wohl erst einige Reitstunden nehmen«, bemerkte er kleinlaut.

»Ist keineswegs nötig. Sie halten sich an meinen Mantel fest und sitzen dann so sicher wie in Abrahams Schoß.«

»Können Sie mir dafür garantieren?«

»Natürlich. Ich stehe für jeden Unfall. Als Kautions stelle ich hundert arme Sünder, die Ihnen verfallen sein mögen, wenn Sie irgendein Unfall heimsucht.«

»Inzwischen habe ich mir aber vielleicht schon längst den Hals gebrochen.«

»Auf diesem Spazierritt brechen Sie sich nicht den Hals, wenn es mir nicht etwa einfallen sollte, Ihnen denselben zu brechen.«

»Ja sehen Sie«, sagte Schwalbe, indem er seinen Gesellschafter doch etwas misstrauisch anblickte und seinen Stuhl unwillkürlich zurückschob. »Bei aller Liebenswürdigkeit ist doch das Halsbrechen eine Ihrer Schattenseiten.«

»Na, na«, prustete Schwefelkorn lachend hervor, »ich glaube wirklich, Sie bekommen Furcht. Seien Sie unbesorgt, ich weiß Freundschaften zu konservieren, und besonders mit Ihnen hoffe ich einst noch manche Stunde in der Hölle zu verplaudern.«

Wäre unser Philosoph nicht bereits ein so hartgesottener Sünder gewesen, so hätten ihm bei solchen Aussichten die Haare zu Berge stehen müssen. So aber antwortete er zu unserem tiefsten Bedauern: »Na, sorgen Sie inzwischen nur für eine recht behagliche Unterkunft, denn Bequemlichkeit liebe ich, das wissen Sie ja.«

»Daran soll es nicht fehlen. Ich lasse Ihnen eine ganz neue herrichten. Wir haben ja Baumeister genug.«

»Sie haben also Baumeister genug?«

»Im Überfluss. Unter Zehn von ihnen kommen immer neun in die Hölle. Fragen Sie nur die armen Hausbesitzer, wie sie von denselben übers Ohr gehauen werden.«

»Um aber nun wieder auf unsere Reise zurückzusammen,

wenn ich nun wirklich den Ritt auf einem Besenstiel wagen wollte, wo nehmen wir denn augenblicklich ein paar solche gut abgerichtete Bestien her, denn die ersten Besten können wir doch unmöglich dazu brauchen?«

»Dafür lassen Sie mich sorgen. Der Marstall Seiner Kaiserlichen Majestät Luzifer steht zu meiner Disposition.«

»Wie? - Was ? - So bekleiden Sie also ein Hofamt?«

»Ich bin teuflischer Oberstallmeister und zugleich Zereemonienmeister.«

Der Doktor bückte sich tief. »Doppelte Ehre für mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Würde es Ihnen vielleicht, unbeschadet meiner Würde als Philosoph, möglich sein, mir durch Ihren Einfluss einen Orden zu verschaffen?«

»Warum denn nicht, mein Bester. Mit Orden und Kommerzienräten sind wir sehr freigebig, die kosten beide nichts.«

»Also empfehle ich mich Ihnen zum geneigten Andenken.«

»Sie sollen notiert werden, verlassen Sie sich darauf.«

»Aber um nun wieder auf unsere Reise zurückzukommen, ich möchte den Gottlieb natürlich gern unbemerkt belauschen.« »Nichts leichter als das, wir machen uns unsichtbar.«

»Ja, aber wie kommen wir ungesehen zur Stube hinein?«

»Auf ganz einfachem Wege: Wir schlüpfen durchs Schlüsselloch.«

»Was?«, rief Schwalbe, »durchs Schlüsselloch? Na, das möchte doch wohl selbst für Sie eine zu schwere Aufgabe sein.«

Schwefelkorn lachte. »Liebster Freund, wenn ich imstan-

de bin, in den Leib eines Menschen zu fahren ...«

»Hören Sie auf!« rief der Doktor, »ich fühle ordentlich schon, wie Sie sich häuslich in meinem Innern einrichten. Nein, erzählen Sie mir solche Dinge nicht wieder, das stört die Freundschaft.«

»Sie sind doch ein wahrer Hasenfuß«, sagte der falsche Baron spöttisch lachend. Schwalbe fühlte sich hierdurch doch in seinem Stolz gekränkt.

»Durchaus nicht«, rief er trotzig, »und um Ihnen den Beweis hierfür zu liefern, erkläre ich, dass ich sogleich bereit bin, mit Ihnen den Ritt durch die Luft zu machen.«

»Gut. Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, Sie sollen nicht lange zu warten brauchen.«

Schwefelkorn trat an den Kamin, öffnete den Verschluss desselben, steckte seinen Kopf hinein und rief mit lauter Stimme: »Die beiden Rappen gesattelt und gezäumt, aber so schnell wie möglich!«

»Was haben Sie denn getan?«

»Nun, ich muss doch unsere Pferde bestellen. Horch, da kommen sie schon!«

Indem ließ sich im Kamin ein Geräusch hören, als ob ein Schornsteinfeger dort seine Arbeit verrichtete, und unmittelbar darauf kamen zwei lange Besen zum Vorschein, die förmlich gesattelt und gezäumt waren.

»Steigen Sie auf«, sagte der Baron, während er sich seinen Mantel umhing.

»Aber wäre es doch nicht vielleicht besser wir unterließen es?«, fragte unser Philosoph, indem er sein hölzernes Ross misstrauisch von der Seite betrachtete.

»Steigen Sie nur ohne Furcht auf. So! ... Sitzen Sie fest?«

»Wunderbar fest. Ich hätte wirklich nicht geglaubt, dass

es mit solcher Bequemlichkeit verknüpft wäre.«

»Nun ergreifen Sie meinen Mantel.«

»Es ist geschehen.«

Kaum hatte Schwalbe dies gesagt, als er bereits pfeilschnell den Schornstein hinausfuhr, und ein paar Minuten darauf brauste er mit seinem Begleiter mit des Gedankens Schnelligkeit durch die Luft.

»Nun werden Sie mir doch recht geben«, wenn man über euch kleine Erdenwürmer, die ihr an eure Scholle gebunden und gefesselt seid, mitleidsvoll die Achseln zuckt«, bemerkte der Baron.

»Allerdings, etwas zu kurz hat man uns wohl an die Krippe gebunden.«

»Wie ihr es nicht besser verdient«, sagte Schwefelkorn. Ihr rühmt euch ewig eurer hohen Abstammung, aber seid ihr wohl fähig, einen großen erhabenen Gedanken auszuführen? Eure sogenannte Tugend ist ein Popanz, der euch die besten Freuden des Gebens verbittert, eure sozialen Einrichtungen machen euch zu Sklaven weniger und ihr seid es, welche Hand an euch selbst legt und mörderisch die euch ursprünglich verliehene Freiheit vernichtet. Ihr seid ein zänkisches,

rechthaberisches Geschlecht. Wenn die Leidenschaften in eurer Brust toben und eurer sogenannten Tugend die Augen zufallen, dann hat es der Teufel getan und ihr selbst stellt euch dabei völlig unschuldig.«

»Na, wenn Sie so fortfahren«, sagte Schwalbe humoristisch, »so werden Sie mich noch ganz aus dem Gleichgewicht bringen. Sparen Sie doch Ihre Philippika bis auf ein anderes Mal.«

»Jetzt schweben wir über einem großen See«, bemerkte

sein Begleiter, »haben Sie vielleicht Lust, bei Mondschein ein Bad zu nehmen?«

»Ich danke bestens, ich fühle nicht im Entferntesten das Bedürfnis dazu.«

»Purr!«, machte plötzlich Schwefelkorn, und sogleich fühlte der Doktor, wie sie plötzlich in ihrem Flug anhielten.

»Was tun Sie?«, fragte der Letztere.

»Wir sind an Ort und Stelle. Hier in dem Tannengebüsch wollen wir unsere Pferde anbinden.«

Indem berührten auch beide schon die Erde und Schwalbe sah sich verwundert um.

»Wahrhaftig«, rief er, »das ist die Kieferschonung, die ich vor sechs Jahren anlegte. Und dort in der Ferne erblicke ich die Umrisse eines Hauses, welches ich ganz bestimmt als das meine erkenne.«

»So steigen Sie ab, die kleine Strecke Weges legen wir zu Fuß zurück.«

»Sie müssen nämlich wissen«, sagte Schwefelkorn, vorwärtsschreitend, »dass wir für jedermann unsichtbar sind, so lange ich diesen Mantel trage.«

»Und das Schlüsselloch?«, fragte sein Gesellschafter, »wie steht es mit dem Schlüsselloch?«

»Nur Geduld, Sie kommen da hindurch, ohne sich die Haut zu ritzen.«

Indem standen sie auch schon vor der Stubentür. Der Teufel (wir sprechen diesen Namen nur ungern aus) hauchte unseren Philosophen an, und ehe es sich dieser versah, stand er mit dem unheimlichen Gesellen mitten im Wohnzimmer.

Gottlieb saß, in den geblühten Schlafrock des Doktors gehüllt, im weichgepolsterten Lehnstuhl, ihm gegenüber hat-

te Phöbe Platz genommen und richtete ihre schwarzen brennenden Augen auf den Majordomus, welchem eine Flasche Wein vorstand und dessen rot angelaufene Nase bewies, dass er schon reichlich dem Bacchus geopfert hatte.

»Der Duckmäuser«, murmelte Schwalbe, »er versteht es, sich's bequem zu machen. Na, der wird eine schöne Verwüstung in meinem Weinkeller angerichtet haben!«

Jetzt begann der Haushofmeister zu sprechen.

»Reizende Phöbe«, rief er, seinen Pokal erhebend, »dies Glas auf Ihr Wohl! Mögen die Strahlen Ihrer für mich nur allzu gefährlichen Augen nie erlöschen, möge das zauberische Lächeln Ihres Mundes ...«

»Ach, das haben Sie mir ja nun bereits jeden Abend gesagt«, fiel diese verdrießlich ein, »das fängt noch gerade an langweilig zu werden. So viele Mühe ich mir auch gebe, so kommt man mit Ihnen doch nicht vom Fleck, da war es mit dem Herrn Doktor ganz etwas anderes.«

»Brav gemacht, Phöbe«, flüsterte dieser, »ich wusste dich stets an der richtigen Stelle anzufassen.«

»Himmliche Phöbe«, fuhr der verliebte Gottlieb fort, »erlauben Sie, dass ich Sie mit der göttlichen Abstammung Ihres Namens etwas näher bekannt mache. Phöbe bedeutete bei den Griechen eine Jungfrau von der höchsten Keuschheit.« »Na, das fehlte noch«, rief diese. »Bleiben Sie mir mit solchen Dummheiten vom Leibe, darauf gebe ich nichts.«

»Phöbe«, fuhr Gottlieb unbeirrt fort, »war eine erhabene Göttin, die Schwester des Apollo, welche auch unter dem Namen Diana bekannt ist. Sie trug Köcher und Pfeile und wie Sie schoss sie ihre Pfeile ...«

»Auf Sie kann man ja so viele Pfeile abschießen, wie man will«, antwortete diese, »Sie sind ja viel zu dickhäutig, als

dass Sie es merken sollten ...«

»Oh, Phöbe, wie tief verwunden Sie durch diese Worte mein Herz. Mich mit einem Dickhäuter zu vergleichen! ... Wissen Sie was ein Dickhäuter ist? Ein Ochse, ein Rhinoceros, ein Esel ist ein Dickhäuter, nehmen Sie diese Worte gleich zurück, Phöbe, oder ich raube Ihnen einen Kuss!«

»Gelt, das möchte Ihnen wohl gefallen! Aber nein, auf bloße Redensarten lasse ich mich nicht ein, ich bin ein ehrsameres Mädchen und wen ich küsse, von dem muss ich auch wissen, dass er mich einmal zur Frau nimmt.«

»Lassen Sie mir Zeit zum Überlegen, Phöbe.«

»Lange warte ich aber nicht mehr, die Sache fängt mir noch gerade an langweilig zu werden.«

»Auf Ihr Wohl, Stern meines Lebens«, rief Gottlieb, indem er verliebt mit den Augen blinzelte und sein Glas leerte.

»Trinken Sie Ihren Wein für sich, ich mag von Ihnen nichts wissen«, erwiderte die schwarzäugige Circe und machte ein schmollendes Gesicht.

»Wer löscht diese Flamme«, stöhnte Gottlieb, und blickte noch zärtlicher zu seiner Gesellschafterin hinüber.

Diese gähnte sehr prosaisch. »Es muss noch viel heißer bei ihm werden«, dachte sie, »zuletzt erreiche ich doch noch meinen Zweck und erhalte ein Eheversprechen.«

»Phöbe!«, flötete der Majordomus.

Diese antwortete nicht, sie stützte trotzig den Ellenbogen auf den Tisch.

»Oh!«, seufzte Gottlieb und machte ein paar Kateraugen.

»Gehen Sie, jetzt fangen Sie mir an, unausstehlich zu werden.«

»In Ihnen steckt Bosheit, Phöbe.«

»Und in Ihnen Dummheit.«

»Gut, wie Sie wollen.« Der Hausverwalter stützte nun ebenfalls trotzig den Kopf in die Hand.

»Ich muss mir nur einmal einen Spaß machen«, dachte Schwalbe und war flugs an Gottliebs Seite. Ehe es sich dieser versah, hatte er einen tüchtigen Nasenstüber empfangen.

»Ha, ha«, lachte er zu Phöbe gewandt, »jetzt, da Sie sehen, dass Ihnen Ihre Künste nichts helfen, fangen Sie von selbst an.«

»Ich? Was wollen Sie damit sagen?«

»Nun, Sie haben mir doch eben einen zärtlichen Nasenstüber gegeben.«

Indem stand Schwalbe auch schon hinter dem Stuhl der schwarzäugigen Dirne und drückte ihr einen derben Kuss auf die frischen Wangen.

»Erlauben Sie sich das noch einmal, Herr Schnorpel!« Sie erhob ihre Hand, als hätte sie eine Ohrfeige austeilen wollen.

»Ich? Was soll ich mir noch einmal erlauben?«

»Haben Sie mir nicht in diesem Augenblick einen Kuss gegeben?«

Schnorpel machte große Augen und riss den Mund weit auf. In diesem Augenblick erhielt er von dem Doktor einen derben Schlag auf denselben.

»Nun, wollen Sie jetzt noch leugnen?«, rief Gottlieb. Als er noch so sprach, löschte Schwalbe das Licht aus.

»Nein, das ist abscheulich«, schrie Phöbe. »Im Finstern! ... Oh, Sie garstiger Mensch, jetzt merke ich wohl, was für Absichten Sie haben!«

»Ich? ... Ich schwöre Ihnen ...«

Weiter vermochte der Haushofmeister nicht zu sprechen.

Zwei weiche Arme umschlangen ihn und eine ihm wohlbekanntere Stimme flüsterte: »Wollen Sie mir nun gleich das Eheversprechen geben?«

»Mein Gott, gedulden Sie sich doch ... mein Freund Schwalbe ... ich weiß ja nicht, was er dazu sagt«, murmelte Schnorpel.

»Oh«, rief Phöbe jetzt, scheinbar in Tränen ausbrechend, »oh der schändliche Mensch, mich so plötzlich zu überfallen. Ich bin ein ehrbares Mädchen und kurz und gut, ich bestehe auf das Eheversprechen!«

»Ja doch«, stöhnte Schnorpel, »ich werde es überlegen, lassen Sie mich zunächst nur erst wieder das Licht anstecken.«

»Nein, auf der Stelle müssen Sie mir erklären, dass Sie mich heiraten wollen.«

»Aber mein Freund ... seine geheiligten Rechte ...«

»Der hat gar keine Rechte. Wenn er sich welche genommen hat, so ist dies geschehen, ohne mich zu fragen.«

»Bedenken Sie mein Gewissen! ... Lassen Sie los, Phöbe, ich unterliege sonst der Versuchung!«

»Das Eheversprechen! ...«

»Potiphar«, schrie Gottlieb plötzlich. Sich mit aller Kraft losreisend, floh er wie einst der keusche Joseph aus dem Zimmer, indem er wie dieser, zwar nicht seinen Mantel, aber doch den geblühten Schlafrock zurückließ.

»Ist das ein Dummkopf!«, murmelte Phöbe, »ich habe es ihm doch so leicht gemacht. Er brauchte nur zuzugreifen, und jetzt läuft er wie ein einfältiger Junge davon.«

In sehr übler Laune steckte sie das Licht an und bald darauf verließ auch sie, sichtlich sehr enttäuscht, das Gemach.

»Wie gefällt Ihnen mein Gottlieb? Ist er nicht ein Pracht-

exemplar?«, fragte Schwalbe Herrn von Schwefelkorn, als sich beide nun allein befanden.

»Das Pulver scheint er eben nicht erfunden zu haben.«

»Nein, aber eine ehrliche Haut ist er deswegen doch.«

»Nun, was soll jetzt geschehen?«, fragte der falsche Baron.

»Ich denke, wir besteigen wieder unsere Besenstiele und kehren zurück. Sie müssten denn etwa Geschäfte in der Gegend haben?«

»Ist nicht mein Revier und übrigens wissen Sie ja, dass ich bloß eine Vergnügungstour auf der Erde mache.«

»Richtig, daran hatte ich nicht gedacht. Ich würde Sie einladen, hier ein Glas Wein mit mir zu trinken, aber das möchte am Ende doch nur unbequem für uns beide sein.«

»Kommen Sie nur. In einer Stunde ist der Ritt abgemacht, und dann stechen wir in aller Gemütlichkeit eine Flasche von dem - nun Sie wissen schon, von dem Angehauchten aus.«

»Von Ihrem Feuerwein. Köstlich! Da vergehen einem alle Sorgen und man schwimmt in einem Meer von Wonne und Seligkeit.«

Schwefelkorn hielt Wort. Nach einer Stunde befanden sie sich wieder in ihrem Quartier.

Etwas verstört trat der Oberkellner ein. »Wir suchten die Herren bereits überall.«

»Wir waren in einem Cafe.«

»Haben Sie nichts bemerkt?«

»Wo? - hier?«

Der Oberkellner lachte und warf sich in die Brust. »Altes Weibergeschwätz«, sagte er, »ein aufgeklärter Mensch zuckt die Achseln darüber.«

»Nun, was soll denn geschehen sein?«
»Aus dem Schornstein gefahren! ... Reine Albernheit! ...
Empfehle mich meine Herren ...«

Neuntes Kapitel

Eine Jugendliebe

Einige Tage später trat Herr von Schwefelkorn eines Morgens in das Zimmer unseres Bekannten und sagte: »Mein lieber Doktor, es tut mir leid, dass wir uns auf einige Zeit trennen müssen.«

»Was ist denn vorgefallen?«

»Ich erhielt diese Nacht einen Courier.«

»Wieder durch den Schornstein?«

Der Baron nickte. »Immer auf dem kürzesten Wege«, bemerkte er gut gelaunt.

»Nun, um was handelt es sich denn?«

»Die Vermählung der Prinzessin Beelzebub mit dem Prinzen Luzifer war schon längst projektiert. Jetzt haben sich beide Höfe darüber geeinigt und es stehen große Festlichkeiten bevor, bei denen ich als Oberzeremonienmeister natürlich nicht fehlen darf.«

»Da wird es wohl prächtig dabei hergehen?«

»Das können Sie denken. Zunächst Parade unserer schwarzen Garde.«

»Wie, Sie haben auch eine schwarze Garde?«

»Das versteht sich. Alles prächtige, wohlgenährte Burschen, die hier auf Erden von der Dummheit der Leute leb-

ten und sich dabei das Essen und Trinken bestens schmecken ließen.«

»So, so. Nun, und dann?«

»Dann folgen die Freudenschüsse. Wenn es in der nächsten Zeit heftig donnert und blitzt, so wissen Sie, was das bedeutet.«

»Danke bestens. Davon wird natürlich keiner unserer Meteorologen eine Ahnung haben.«

»Auch eine Amnestie erlassen die beiden Majestäten Luzifer und Beelzebub bei dieser Gelegenheit. Zwei Millionen arme Sünder kommen aus dem großen Feuer in das kleine. Am Tag der Vermählung dürfen sie sogar zur Abkühlung ein Bad nehmen.«

»Den Jubel kann ich mir denken. Am liebsten möchte ich Sie aber schon in Ihrer Staatsuniform sehen.«

»Oh, ich sage Ihnen, ich repräsentiere bei solchen festlichen Gelegenheiten auch eine teuflermäßige Figur. Silberne, mit Rubinen besetzte Hörner, vergoldeter

Pferdefuß und einen mit Rosen und Vergissmeinnicht umwundenen Schweif. Mit dem Letzteren wedele ich dann höchst anmutig, wenn ich als Oberzeremonienmeister den Fackeltanz eröffne.«

Schwefelkorn lächelte bei diesen Worten sehr behaglich, woraus der Leser ersehen mag, dass es selbst dem Teufel nicht an Eitelkeit fehlt.

»Doch während ich hier mit Ihnen plaudere«, fuhr er fort, »müsste ich eigentlich schon unterwegs sein.«

»Aber Sie können doch nicht am hellen Tage durch den Schornstein fahren?«

»Das soll auch nicht geschehen, mein Bester. Als einfacher Reisender benutze ich die Eisenbahn, in der Nacht steige

ich dann aus und verschwinde ganz unvermerkt. An einer gewissen Stelle erwartet mich dann schon ein Reitknecht mit dem Rappen, welchen ich ritt, als wir Ihrem Freund Gottlieb einen Besuch abstatteten, und fort geht es dann mit des Gedankens Schnelle den Regionen zu, wo das Feuer nie erlischt und der Duft von Pech und Schwefel einen behaglichen Wohlgeruch verbreiten.«

»Es ist alles Geschmacksache«, bemerkte Schwalbe sehr philosophisch, »es kommt alles auf die Gewohnheit an.«

»So leben Sie also wohl, lieber Doktor«, rief Herr von Schwefelkorn, indem er unserem Bekannten die Hand entgegenstreckte. »Es ist Zeit, dass ich abreise, denn wie Sie sehen, fangen mir die Krallen schon an zu wachsen.«

»Leben Sie wohl«, antwortete unser Philosoph, »vergessen Sie den Orden nicht, welchen Sie mir versprochen haben.«

»Sie sind notiert. Später, wenn Sie einmal einer der unseren sind ...«

»Damit bleiben Sie mir ein für allemal vom Leibe«, schrie Schwalbe, »wenn Sie nicht augenblicklich davon schweigen, halte ich Ihnen den Backenzahn des heiligen Loyola unter die Nase.«

»Na, na, beruhigen Sie sich nur, ich bin ja schon still. Sie werden doch die Stunde des Abschieds durch einen Streit nicht trüben wollen?«

»Durchaus nicht! Auf Wiedersehen also, Baron.«

»Auf Wiedersehen! Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden, ehe Sie es sich versehen, bin ich eines Morgens wieder bei Ihnen.«

»Soll mir sehr angenehm sein. Die Umarmung erlassen Sie mir wohl. Also nochmals: Viel Glück auf die Reise und

verderben Sie sich bei den bevorstehenden Festlichkeiten nicht den Magen.«

In der nächsten Minute befand sich unser Bekannter allein. Er öffnete das Fenster und sah kurz darauf Schwefelkorn mit seinem Gepäck aus dem Hotel treten. Noch einmal winkten sich die beiden Herren zu, dann bog der Oberzeremonienmeister Seiner höllischen Majestät um die Ecke und unser Philosoph zog sich in sein Zimmer zurück.

»Nie hätte ich geglaubt, dass man sich an den Teufel so gewöhnen könnte«, murmelte er, »es ist mir ordentlich, als wenn mir etwas fehlte, seitdem er fort ist. Nun, dass mein Seelenheil dabei nicht in Gefahr gekommen, davor habe ich mich wohl sorgfältig gehütet. Der Zahn des heiligen Loyola und der Splitter aus dem Tintenfass des Doktor Luther leisteten mir dabei treffliche Dienste. Doch nun will ich auch die Zeit der Muße dazu benutzen, um meine Notizen zu vervollständigen. Namentlich habe ich da noch einen hübschen Stoff nachzutragen, welcher der Mitteilung wert ist.«

Schwalbe arbeitete in den nächsten Tagen sehr fleißig und wir entnehmen aus seinem Tagebuch folgende Erzählung, welche wir den Lesern nicht vorzuenthalten glauben dürfen. Der Titel derselben lautet wie bereits erwähnt:

Eine Jugendliebe

Der Kämmerer Güldenstern war nächst dem Bürgermeister der angesehenste Mann im Städtchen Grünau. Er hatte seine Zeit wohl angewendet und außerdem vom Glück begünstigt, war es ihm gelungen, sich im Lauf der Jahre zu einem Mann emporzuschwingen, der in dem kleinen Ort, in welchem er lebte, unbedingt als reich gelten konnte.

Herr Güldenstern hatte schon früh seine Gattin durch den Tod verloren und als Ersatz dafür war ihm eine einzige

Tochter geblieben, welche den Namen Flora führte und die zur Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, ungefähr das Alter von zwanzig Jahren erreicht haben mochte. Da in Grünau noch ziemlich patriarchalische Zustände herrschten, so waren die Begriffe über das, was man eine feine und sorgfältige Erziehung nennt, auch noch nicht zu hoch geschraubt, und »des Kämmerers Flora« etwas auf dem Klavier herumzuklimpern und einige französische Worte zu plappern verstand, außerdem auch die Werke von Schiller und Goethe in ihrer kleinen Hausbibliothek besaß, so galt sie allgemein als ein Muster außergewöhnlicher Bildung und der Predigtamts-Kandidat Florentin, welcher seine besonderen Gründe hatte, sich mit Herrn Güldenstern auf gutem Fuß zu halten, bestätigte dies bei vorkommenden Gelegenheiten nicht allein in der bindendsten Form, sondern fügte auch im salbungsvollen Ton stets hinzu, dass Mademoiselle eine junge Dame sei, die alle Eigenschaften besitze, um einen Mann glücklich zu machen, zu welcher Behauptung er beiläufig erwähnt, im Hinblick auf die zwanzigtausend Taler, welche ihr einst zufielen, ebenfalls seine guten Gründe haben mochte.

Die Wahrheit war übrigens die, dass Flora eine ansehnliche Portion Eigendünkel besaß. Und gerade deshalb, weil es mit ihrem Wissen durchaus nicht weit her war, machte sich bei ihr die Meinung geltend, sie nehme wirklich einen höheren Standpunkt ein, als ihre übrigen Altersgenossinnen im Städtchen und sie sei demnach auch berechtigt, mit größeren Ansprüchen wie diese hervorzutreten. Hierin wurde sie von dem Herrn Papa, dessen Gesichtskreis in solchen Dingen ein äußerst beschränkter war, bei jeder Gelegenheit bestärkt, wenn er aber auch ein selbstständiges

Urteil gehabt hätte, so würde er es doch nicht geltend gemacht haben, denn einmal erblickte er in seiner Tochter das Ideal äußerer und innerer Liebenswürdigkeit, und das andere Mal stand er vollständig unter deren Einfluss. Was nun die körperlichen Schönheiten Floras anbelangt, so möchte es wohl, mit Ausnahme des Kandidaten Florentin, niemand eingefallen sein, irgendeine Ähnlichkeit zwischen ihr und einer Psyche oder Hebe herausfinden zu wollen, denn trotz ihrer zwanzig Jahre hatte sie bereits einen erheblichen Ansatz zur Korpulenz, ihr großer Mund blickte eben nicht lieber reizend unter ein paar roten dicken Pustebäcken hervor und ihre Augen zeichneten sich nur dadurch aus, dass dieselben einen Stolz und einen Hochmut zu erkennen gaben, welcher unwillkürlich an die zwanzigtausend Taler, die sie einst erbte, erinnerte.

Es mochte etwa zwischen zehn und elf Uhr des Vormittags sein, als sich der Kämmerer eines Tages mit diplomatischer Pffiffigkeit in seinem breiten, mit weichen Rosshaaren gefüllten Sessel wiegte, während er sich gleichzeitig mit einem jungen Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren, der ihm gegenüber Platz genommen hatte, im Gespräch befand. Ein empfehlendes Äußere, unterstützt durch schöne klare Augen und eine intelligente Stirn, beides noch interessanter durch die ansprechende Offenheit und den milden Ernst, der sich darin aussprach, stand dem Fremden zur Seite. Wenn eben jetzt Flora in dem Nebenzimmer, dessen Tür bloß angelehnt war, unter Klavierbegleitung mit einer Stimme, die schmelzend und sehnsüchtig klingen sollte, welche aber in Wahrheit schreiend überschnappte, aus voller Kehle die Strophe

Oh wärest du mein eigen,

wie lieb sollt'st du mir sein

ertönen ließ, so mochte sie jedenfalls ihre guten Gründe dazu haben und im Stillen wünschen, dass die Anspielung, welche in diesen Worten lag, an die richtige Adresse gelangen möchte.

»Sie beabsichtigen also«, nahm Herr Güldenstern weiter das Wort, indem er das angeknüpfte Gespräch mit dem jungen Mann fortsetzte, »unser Städtchen wieder zu verlassen und nach der Universität zurückzukehren?«

»Ja«, lautete die Antwort, »der Zweck, welcher mich hierher trieb, alte Bekannte und Freunde nach langer Abwesenheit einmal wiederzusehen, ist erreicht, und ich wüsste nicht, was mich nun noch länger hier fesseln könnte.«

»Hm, hm«, meinte der Kämmerer und rückte dabei etwas aus seiner verschanzten Stellung heraus. »Ich kann natürlich Ihre innersten Gedanken nicht erraten. Es gibt Geheimnisse ... na, ich liebe es bei einem jungen Mann, wenn er Ehrgeiz genug besitzt, nach einem hohen Ziel zu streben und übrigens ... man soll freilich niemand in der Eitelkeit bestärken, aber als Ihr Vormund nehme ich ein besonderes Interesse an Ihnen. Kurz und gut, in zwei Jahren haben Sie ja Ihre Examina hinter sich und dann hindert Sie nichts, sich hier in Grünau niederzulassen und sich eine Gattin nach Neigung und Geschmack auszusuchen.«

Bei dieser Bemerkung schlug Flora im Nebenzimmer stürmisch auf die Tasten und

bei Männern, welche Liebe fühlen
glitt es schmetternd über ihre Lippen.

Ein leichtes ironisches Lächeln überzog die Züge des jungen Mannes, aber seine innersten Gedanken verbergend, antwortete er ruhig: »Nun, mit dem Heiraten hat es vorläu-

fig wohl noch Zeit. Sollte später aber dieser Fall eintreten, so werde ich dann dabei gewiss nur der Neigung meines Herzens folgen.«

»Natürlich«, bemerkte zustimmend Herr Güldenstern, »und wenn ich Ihnen mit Rat und Tat dabei zur Hand gehen kann ... meine Flora ... ich weiß es bestimmt ... ihre ästhetische Bildung ... doch wie gesagt, kommt Zeit, kommt Rat ...«

Herr Güldenstern hielt hier inne und blickte seinen Besuch höchst pfiffig an.

Dieser schüttelte aber diesmal sehr entschieden mit dem Kopf und sagte mit einem erneuerten feinen Lächeln: »Ich wünsche Mademoiselle Flora alles Glück und zunächst der-einst einen Mann, welcher ihre ästhetische Bildung gehörig zu würdigen versteht. Was mich betrifft, so bekenne ich in-dessen offen, dass ich mir ein solches Geschick nicht zu-traue.«

Die Wirkung dieser Worte blieb nicht aus, denn während das Spiel im Nebenzimmer plötzlich aufhörte und statt des-sen eine Tür mit Heftigkeit zugeschlagen wurde, zog sich die Stirn des Kämmerers in finstere Falten und ein drohen-der Blick traf den Sprecher.

»Ihre Vermögensverhältnisse sind Ihnen wohl gänzlich unbekannt?«, fragte er mit einem Hohn, dessen Verletzen-des er gar nicht zu verbergen bemüht war.

Eine hohe Röte überflog die Wangen des Studenten. »Spe-ziall habe ich mich bisher darum nicht bekümmert«, ant-wortete er, »doch ist mir allerdings bewusst, dass meine teuren Eltern mir nicht viel hinterlassen haben.«

»Nun, der Rest Ihres Vermögens wird gerade so weit aus-reichen, um Ihnen noch für drei Jahre Ihren Unterhalt zu si-

chern«, bemerkte Herr Güldenstern, indem er sich mit einem gewissen Triumph in seinen Stuhl zurücklehnte. »Mit einer solchen Kleinigkeit von ein paar hundert Talern«, fuhr er höhnisch fort, »kann man keine großen Sprünge machen, und wenn man sich dabei noch aufs hohe Pferd setzt und da mit Prätensionen auftritt, wo man es sich zur Ehre anrechnen sollte ...«

»Herr Vormund«, fiel ihm hier Hermann Dahlburg ins Wort, »ich muss entschieden darum bitten, sich aller überflüssigen Bemerkungen zu enthalten. Die paar hundert Taler, wie Sie sich auszudrücken belieben, werden gerade bis zu der Zeit ausreichen, wo ich instande bin, mir mein Brot selbst zu verdienen.«

»Ihr Brot selbst erwerben? Nun, heutzutage wimmelt es von Ärzten und die Zeiten sind vorbei, wo solche Herren es bequem im Armsessel abwarten konnten, bis sich die Kranken bei ihnen einstellten.«

»Genug!«, rief Dahlburg, »auf welche Weise ich mir eine Stellung im Leben zu schaffen gedenke, dies ist meine Sache. Leben Sie wohl, Herr Vormund, ich erachte es am zweckmäßigsten, dass wir hier unsere Unterhaltung abrechnen.« Ohne eine Erwiderung abzuwarten, verbeugte sich der junge Mann und wenige Minuten danach trat er aus dem Haus des Kämmerers, indem er diesen mit einem Gesicht zurückließ, welches verletzte Eitelkeit und Zorn hochrot gefärbt hatte. Gleich hinterher trat aber auch Flora bei dem Papa ein, und in ihren Zügen sprach sich eine nicht minder große Aufregung aus.

»Ich hoffe doch, dass du dich eines so albernen Menschen wegen nicht erhitzen wirst?«, sagte sie, während ihre kleinem zwischen den Pustebacken herausleuchtenden Augen

Funken sprühten. »Ich möchte ihn selbst dann nicht, wenn er in Gold eingefasst wäre. Er ist übrigens ein leichtsinniger Patron, dem jeder Umgang zusagt und welcher dem ersten besten Mädchen, das ihm in den Weg kommt, nachläuft.«

»Wie zum Beispiel der Helene Helmstädt, der Nichte der alten fürstlichen Kammerfrau«, bemerkte Herr Güldenstern wegwerfend.

»Nun, die kann es wahrhaftig noch einmal weit bringen«, antwortete naserümpfend die dicke Flora. »Mit den Herren kokettiert das siebenzehnjährige Ding schon, dass es eine Schande ist! ... Gib Acht, Papa, an der werden wir beide noch etwas erleben!«

Das Gespräch zwischen Vater und Tochter wurde hier durch den Eintritt des Herrn Kandidaten Florentin unterbrochen. Herr Florentin, welcher stets im schwarzen Frack und in weißer Halsbinde einherging und jederzeit demütig-fromm die Augen verdrehte, war doch nach seiner Art ein Schlaukopf. Er hatte sich schon oft, wenn er in stillen Stunden träumend auf seinem Zimmer saß, herrlich in Amt und Würden prangend erblickt. Auch der Spruch *Der Mensch soll nicht allein sein* war ihm dann dabei frisch ins Gedächtnis getreten. Was lag dann wohl näher, als dass er dabei gleichzeitig an die Wahl seiner künftigen Lebensgefährtin dachte. Herr Kandidat Florentin ging aber auch hierbei durchaus praktisch zu Werke, und so kam er schließlich zu der Überzeugung, dass es viel angenehmer sei, sich in der Ehe mit einem behaglichen Komfort zu umgeben, statt sich, wie viele der Herren Landpfarrer, die er kannte, auf ein Dutzend Kinder und einige hundert bestaubte Bücher zu beschränken. Fräulein Flora erschien ihm in solchen Stunden stiller Betrachtung mit ihren zwanzig-

tausend Talern dann stets äußerst liebenswürdig. Von dieser Stimmung gehoben, war er gerade jetzt erschienen, um Vater und Tochter seine Aufwartung zu machen.

So lange die Letztere sich mit der stillen Hoffnung getragen hatte, dass der junge Dahlburg sie dereinst zur Frau Doktorin erheben würde, war Herr Kandidat Florentin in seinem schwarzen Frack mit der weißen Halsbinde ziemlich unbeachtet geblieben, oder er hatte doch häufig unter den Launen der ästhetisch-gebildeten dicken jungen Dame schmerzlich leiden müssen. Heute aber, wo der angehende Mediziner herausfordernd den Handschuh hingeworfen, zeigte sich sowohl Herr Güldenstern als auch Flora gegen den Kandidaten besonders wohlwollend gestimmt. Als schlauer Fuchs war von diesem bald herausgewittert worden, woher der Wind kam und als ein praktischer Mann vergaß er nicht, dass man das Eisen schmieden müsse, so lange es warm sei. Kaum hatte er daher Platz genommen, als er mit einem Gesicht und einer Stimme, denen beiden der Ausdruck warmer Teilnahme nicht fehlte, sich zu der Tochter des Hauses wandte und sie folgendermaßen anredete.

»Es schmerzt mich jedesmal tief, wenn ich auf Ihrer schönen geistreichen Stirn eine Wolke des Kummers erblicke. Irre ich nicht, so hat sich auf derselben gerade in diesem Augenblick eine solche gelagert?«

»Oh, es ist nichts – durchaus nichts«, antwortete wegwerfend Flora.

»Meine Tochter denkt viel zu philosophisch, um sich unnötigerweise über Dinge, die weit unter ihrem Gesichtskreis liegen, zu alterieren«, bemerkte Herr Güldenstern.

Obleich man sich dadurch den Anschein gab, als wollte

man einer bestimmten Antwort ausweichen, so war der Kandidat doch viel zu schlau, um deshalb sein eigentliches Ziel aus den Augen zu verlieren.

»Auf dem Wege hierher«, begann er, und schlug dabei fromm die Augen nieder, »begegnete ich auch den Herrn Dahlburg.«

Flora warf die Lippen auf und zuckte geringschätzend mit den Achseln. »Für mich hat dieser Mensch nicht das geringste Interesse«, bemerkte sie. »Mein Vater war genötigt, ihn hier zu empfangen, da er sein Vormund ist, und so gern er es auch gewollt hätte, so ließ sich dies doch nicht vermeiden.«

»Nun, in einem Jahr ist er mündig und dann bin ich ihn ja los«, sagte der Kämmerer.

»Als er Sie verließ, sah ich ihn in die Wohnung der Frau Helmstädt treten«, fuhr der Kandidat fort, indem er heimlich einen lauernden Blick auf das dicke Fräulein warf.

Diesmal blitzten dessen Augen zornig auf und dann verzog sich der große Mund zu einer höhnischen Grimasse.

»Was er dort sucht, ist ja bekannt«, sagte sie, »der Helene gilt sein Besuch, die, trotz ihrer siebzehn Jahre, schon mit allen Herren kokettiert. Nun, wenn sie so fortfährt, so kann sie es noch weit bringen, ja wahrhaftig – ha, ha, ha!«

»Hier kann man wohl auch in Bezug auf Herrn Dahlburg das Sprichwort anwenden: *Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist*«, bemerkte spöttisch Florentin.

»Sie sollten einmal diesen Gegenstand zum Thema einer Ihrer Predigten machen«, fiel der Kämmerer ein. »So ein Wort von der Kanzel herab, vor versammelter Gemeinde, verfehlt seine Wirkung nicht. Es lassen sich da ganz

verständliche Seitenhiebe nach rechts und links anbringen.«

Florentin seufzte plötzlich und heftete mit sentimentaler Zärtlichkeit seinen Blick auf Flora.

»Da Sie eben vom Predigen sprechen«, lispelte er, »so fällt mir unwillkürlich ein, zu welcher reizenden Idylle man ein Pfarrleben auf dem Lande machen kann. Mit Ihnen, Mademoiselle, die Sie ein so zartes poetisches Gemüt besitzen, werde ich hierin gewiss sympathisieren.«

»Oh ja, ganz gewiss«, lautete die Antwort Floras, indem sie dabei ihren großen Mund nach beiden Seiten in eben nicht poetischer Weise zu einem Lächeln verzog.

»Wie schön muss es zum Beispiel sein«, fuhr Florentin fort, welcher aus diesem Lächeln für sich eine neue Hoffnung schöpfte. »Nach vollbrachtem Tagewerk unter der großen Linde des Pfarrhauses mit der Heißgeliebten, die man als Gattin heimgeführt hat, den Tee einzunehmen.«

Dem Kandidaten entschlüpfte ein zweiter sehnsüchtiger Seufzer. Zu seinem Entzücken traf ihn diesmal gleichzeitig ein Strahl aus Floras Augen, welcher sein liebeglühendes Herz mit neuen Hoffnungen erfüllte. Auch bei Papa Goldenstern schien der Kandidat plötzlich in der Gunst gestiegen zu sein, denn er lud diesen mit einem aufmunternden Lächeln ein, zum Mittagstisch zu bleiben. Während er beim Mahl darauf anspielte, dass der Magistrat von Grünau als Patron mehrere einträgliche Pfarrstellen zu vergeben habe, schälte ihm seine Nachbarin mit eigener Hand einen Apfel und kam nochmals auf die Dorfidylle, als deren Verfasser sich Florentin vorhin bekannt hatte, zurück.

Während sich dies in der Wohnung des Kämmerers zutrug, war unser Bekannter, der junge Dahlburg, in dem

Haus verschwunden, welches Frau Helmstädt, die ehemalige Kammerfrau der Prinzessin Sophie, bewohnte. Mit strahlenden Blicken und hochklopfendem Herzen betrat er das Familienzimmer und stand einen Augenblick darauf einem reizenden jungen Mädchen gegenüber, dessen Schönheit sich eben erst im vollen Schimmer der ersten Jugendfrische zu entfalten begann.

»Hermann!«, tönte es von ihren Lippen, und im nächsten Augenblick sprang sie von ihrem Sitz auf, ließ die Stickerei, mit welcher sie gerade beschäftigt war, fallen und streckte mit heiterlächelndem Antlitz dem Eintretenden ihre beiden Hände entgegen.

Dieser ergriff dieselben, und Helene freudig bewegt anschauend, sagte er: »Ich komme, um Abschied zu nehmen, denn diese Nacht reise ich wieder nach der Universitätsstadt zurück.«

»Wie«, rief die reizende siebzehnjährige Fee und senkte dabei missmutig das Köpfchen, »wie, schon wieder fort?«

»Meine Studien machen mir diese Rückkehr zur Pflicht«, lautete die Antwort.

»Oh, wie langweilig und eintönig wird es dann wieder hier in Grünau werden«, seufzte Helene. »Ich hatte mich schon darauf gefreut, dass wir noch verschiedene hübsche Ausflüge mit der Tante machen würden, und nun zerfließt alles in Nichts.«

»Bald kehre ich ja zurück«, antwortete der junge Mann mit leuchtenden Augen, »und wenn Sie mir dann noch Ihr Andenken bewahrt haben ...«

»Wie könnte ich Sie, meinen Jugendgespielen, vergessen?«, rief das schöne Kind mit strahlenden Augen. »Gewiss, Sie werden mir immer recht lieb und teuer bleiben

und wenn wir uns einst wiedersehen, so sollen Sie sich bestimmt nicht darüber zu beklagen haben, dass in meinen Gesinnungen eine Änderung gegen sie eingetreten ist.«

»Es würde mich dies auch sehr unglücklich machen«, bemerkte Hermann, indem er schwärmerisch in die tiefblauen Augen Helenes schaute.

Diese errötete und schlug den Blick schüchtern zu Boden. Dann lachte sie hell auf und sagte: »Ich Sie unglücklich machen? Das wolle Gott verhüten, Herr Träumer! ... Nein, nein, reisen Sie nur unbesorgt ab, machen Sie Ihr Examen und wenn Sie dann hierher zurückkehren, so ...«

»Nun?«, fragte Dahlburg, und seine Augen leuchtete auf.

»Nun«, fuhr das junge Mädchen lachend fort, »wenn Sie einst zurückkehren, so werden Sie in mir noch immer dieselbe von früher finden, nur mit dem Unterschied, dass ich dann vielleicht etwas älter und vernünftiger geworden bin.«

»Gut, so wollen wir also einander gegenseitig vertrauen«, sagte der angehende Doktor, seine Hand Helene entgegenstreckend.

»Es gilt!«, antwortete diese einschlagend. »Ich wüsste auch nicht, was störend zwischen uns treten sollte.«

»Die Zeit und die Verhältnisse könnten dies tun. Doch ich hoffe und vertraue.«

Die eintretende Tante unterbrach hier das Gespräch. Ihre Redseligkeit verscheuchte bald den Ernst, welcher sich für einen Augenblick auf der Stirn ihrer Nichte gelagert hatte. Als Dahlburg sich entfernte, entließ ihn Helene mit einem munteren sorglosen Lächeln und tröstete ihn nochmals mit einem frohen Wiedersehen.

Fünf Jahre waren nach den hier geschilderten Szenen ver-

flossen, als sich eines Abends das Zimmer des Advokaten und Notar Böger öffnete und Hermann Dahlburg einen Augenblick darauf in den Armen des Freundes und Universitätsgenossen lag.

»Hier bin ich«, sagte er, »um nach langer Abwesenheit dich und meine Vaterstadt endlich einmal wiederzusehen.«

»Die du hoffentlich nun auch nicht mehr verlassen wirst«, entgegnete der junge Rechtsgelehrte. »Du hast deine Zeit trefflich benutzt und dein Ruf ist selbst bis in diese entlegene Gegend gedrungen.«

»Nun, ich habe allerdings die Hände nicht in den Schoß gelegt«, erwiderte lächelnd Dahlburg, »und seitdem wir uns trennten, habe ich Wien, Paris und Berlin besucht, war auch eine Zeitlang Assistenzarzt unseres berühmten Professor Langenberg.«

»Das heißt, du warst seine rechte Hand, er schenkte dir sein ganzes Vertrauen«, ergänzte Böger.

»Nun, lassen wir dies«, sagte, bescheiden abwehrend, der Doktor. »Das, was mir auf dem Herzen brennt, ist etwas anderes. Was macht Helene Helmstädt, die Rose von Grünau?«

»Teurer Freund«, antwortete der Advokat, »du weißt, ich selbst erhebe mich Gott sei Dank über das Niveau kleinstädtischer Klatschereien. Helene Helmstädt ist ein liebenswürdiges, in jeder Beziehung interessantes Mädchen, aber ich selbst fürchte, dass der enge Umgang mit diesem Baron von Lövenzahn nicht vorteilhaft auf sie einwirkt.«

»Baron von Lövenzahn? Was ist das für ein Mensch?«

»Ein Assessor von der fürstlichen Kammer, der hierher geschickt wurde, um mit dem Magistrat mehrere fiskalische Streitigkeiten zu regulieren. Er ist ein Liebling des Erb-

prinzen, mit dem er zwei Jahre in Heidelberg zubrachte.

»Nun, und in welcher Verbindung steht denn Helene zu ihm? Auch ich habe von dem Herrn gehört. Man bezeichnet ihn als zukünftigen Kabinettsrat.«

»In einer ziemlich vertrauten. Er brachte, wie ich glaube, an die alte Helmstädt eine Empfehlung von seinem Oheim, aus der Residenz, der dort ein Hofamt bekleidet, und seitdem ist er täglich Gast im Hause.«

»Nun, das wäre am Ende noch nicht so schlimm. Er macht auch häufig mit Helene allein kleine Ausflüge und außerdem soll sein Ruf auch nicht der beste sein.«

Das Auge des Doktors trübte sich. »Helene besitzt niemand, der ihr einen guten Rat erteilen könnte, denn die schwatzhafte Gedankenlosigkeit ihrer Tante rechne ich für nichts«, sagte er entschuldigend. »Jedenfalls kennt sie die schiefe Stellung nicht, in die sie geraten ist und arglos setzt sie diesen Umgang fort, ohne zu bedenken, dass ihr Ruf darunter leidet. Morgen will ich der alten Helmstädt meinen Besuch abstatten und dann hoffe ich mich mit eigenen Augen von der Lage der Verhältnisse zu überzeugen.«

»Ich bin, wie gesagt, kein Freund kleinstädtischer Klatzschereien«, bemerkte Böger nochmals, indem er dabei sanft die Hand des Freundes drückte. »Auch ich betrachte die Handlungsweise der jungen Dame nur als eine unbedachte. Doch wie gesagt, überzeuge dich selbst, denn in solchen Dingen muss man sich auf sein eigenes Urteil verlassen.«

»Du hast recht, und ich breche daher für jetzt dieses Thema ab. Lebe wohl, denn nachdem ich dich begrüßt habe, ziehe ich mich nunmehr in meinen Gasthof zurück. Morgen aber mache ich bei Frau Helmstädt meinen Besuch und dann komme ich zu dir, um über diese Visite Bericht ab-

zustatten.«

Die beiden Freunde trennten sich und eine Viertelstunde nachher überschritt Doktor Dahlburg die Schwelle zum »Goldenen Löwen« und zog sich mit etwas umwölckter Stirn sogleich auf sein Zimmer zurück.

Am nächsten Tag gegen elf Uhr des Vormittags schritt er der Wohnung der ehemaligen fürstlichen Kammerfrau zu. Sein Gesicht war wo möglich noch ernster als am Abend vorher, und selbst in seinem Gang sprach sich eine gewisse Unruhe aus, die auf seine innere Stimmung schließen ließ. Seine Erregtheit war ja aber auch eine sehr natürliche. Mit reichen Hoffnungen im Herzen hatte er vor mehreren Jahren Helene als aufblühende Schönheit verlassen. Treu war seitdem von ihm ihr Bild in seinem Inneren bewahrt worden, und jetzt sollte er vor sie treten, erschüttert in seinem Glauben durch das, was er gehört hatte, zweifelhaft darüber, ob man ihn noch ebenso wie früher willkommen heißen würde. Der Bescheid, welchen er von der ihm öffnenden Dienerin erhielt, dass sich Madame und Mademoiselle mit dem Herrn Baron im Garten befänden, würde vielleicht manchen anderen vollends niedergedrückt haben. Wie wir aber bereits bemerkten, fehlte es dem Doktor keineswegs an männlichem Selbstvertrauen. Und da er in den letzten Jahren auch vielfach Gelegenheit gehabt hatte, sich in höheren gesellschaftlichen Kreisen zu bewegen, so war ihm hierdurch ein ruhiges und festes Auftreten eigen geworden. Er richtete daher auch jetzt seinen Kopf entschlossen empor. Ohne sich weiter zu besinnen, eilte er festen Schrittes dem Ort zu, wo er erwarten durfte, die Familie zu finden.

Freilich schnitt es ihm durchs Herz und einen Augenblick

blieb er hinter dem Gebüsch verborgen, zaudernd stehen, als er in der Entfernung von einigen Schritten Helene in einer Laube am Tisch sitzend und in einem reichverzierten, mit Zeichnungen gefüllten Album blättern bemerkte, während Herr von Lövenzahn mit lächelnder Miene hinter ihr stand, seinen Arm auf die Lehne des Stuhles stützte und, über ihre Schulter gebeugt, ihr eifrig den Sinn dieser Zeichnungen zu erklären schien. Dabei war der Baron wirklich keine üble Erscheinung. Eine sorgfältig gewählte Toilette hob sein Äußeres noch vorteilhafter hervor. Aber dieser Eindruck wurde wieder verwischt durch einen Zug von Hochmut und Anmaßung, welcher den verwöhnten Liebling eines Fürsten, den sich bereits mächtig fühlenden Günstling erkennen ließ.

Dies alles entging unserem Bekannten nicht und es stimmte mit dem, was er in der Residenz über den angehenden Kabinettsrat gehört hatte, vollkommen überein. Doch blieb ihm keine Zeit, weitere Betrachtungen anzustellen, denn Frau Helmstädt, welche bisher damit beschäftigt gewesen war, Blumen zu einem Strauß zu sammeln, richtete sich plötzlich empor und stieß unmittelbar darauf ein Schrei der Überraschung aus, denn ihre Augen ruhten jetzt auf dem Arzt. Mit der ihr eigenen Gutmütigkeit eilte sie ihm entgegen.

»Wie«, rief sie, »sehe ich recht, Doktor Dahlburg? ... Ei, welche Freude! ... Geschwind, Helene! Siehst du denn nicht, wer vor dir steht? Fort mit dem Buch, komm her, Mädchen, und reiche deinem Jugendgespielen die Hand zur Begrüßung!«

In der Tat hatte sich die Nichte erhoben, aber vergebens versuchte sie den Fuß vorwärts zu setzen, denn Verwir-

rung und Bestürzung hatten sich ihrer bemächtigt. Ein tiefes Rot übergoss ihre Wangen, und unwillkürlich stützte sich ihre Hand auf den Tisch, denn ihr Körper erbebt leise. Erst als der Arzt näher trat und ihr unter einer freundlichen Verbeugung die Hand reichte, gewann sie wieder einige Ruhe. Aber noch immer blieb ihr Auge gesenkt, und ein »Seien Sie uns herzlich willkommen« glitt endlich unsicher über ihre Lippen.

»Möge dies Wort eine Wahrheit sein«, sagte der junge Mann nicht ohne Betonung, »denn der Wunsch, Sie in jeder Beziehung unverändert wiederzufinden, begleitete mich bei diesem Besuch.«

»Und weshalb sollte denn dies nicht der Fall sein«, entgegnete das junge Mädchen, welches jetzt seine Fassung wiedergewonnen hatte, scheinbar unbefangen. »Hat sich doch seit den paar Jahren, wo wir uns nicht sahen, in unserer Stellung nichts geändert. Als harmlose Jugendgefährten trennten wir uns und ebenso harmlos heiße ich Sie heute willkommen.«

Der Baron, welcher dem Gespräch bisher stillschweigend mit übereinandergeschlagenen Beinen und an der Lehne eines Stuhles rüttelnd, zugehört hatte, brach bei dieser Bemerkung in ein kurzes, rücksichtsloses Gelächter aus. Die Stirn des Arztes verfinsterte sich und seine Augen hefteten sich streng und herausfordernd auf den Mann, welcher der Meinung war, sich ungestraft eine solche Unhöflichkeit herausnehmen zu dürfen. Aber ein bittender Blick Helenes veranlasste ihn, sich zu beherrschen und seine Zurückhaltung zu bewahren. Eben noch zeitig genug trat auch die Tante dazwischen, um der Höflichkeit zu genügen, indem sie die Herren einander vorstellte.

»Der Herr Baron von Lövenzahn«, sagte sie, auf diesen zeigend, und mit der ihr eigenen eitlen Geschwätzigkeit fügte sie mit einer tiefen Verbeugung hinzu: »Der vertraute Freund Seiner Hoheit des Erbprinzen und, wie wir uns rühmen dürfen, auch der unsere.«

»Allerdings eine große Ehre«, erwiderte der junge Arzt, wobei seine Lippen sich zu einem ironischen Lächeln kräuselten.

»Herr Doktor Dahlburg«, ergänzte Frau Helmstädt die Vorstellung, indem sie nun auch auf diesen zeigte, »derselbe ist soeben nach mehrjähriger Abwesenheit hierher in seine Vaterstadt zurückgekehrt.«

»So, so!« Der Baron warf unserem Bekannten unter einer nachlässigen vornehmen Neigung des Kopfes einen prüfenden Blick zu.

»Herr Dahlburg ist ein vertrauter Jugendfreund von mir«, bemerkte Helene, »wir sind zusammen aufgewachsen.«

»Ein Glück, um welches ich den Herrn beneide«, erwiderte der künftige Kabinettsrat nun mit einer sehr entgegenkommenden Verbeugung gegen die Sprecherin. »Freilich, dieses Krähwinkel, dieses Grünau, verdient gar nicht ein solches Kleinod, wie Sie sind, zu besitzen, und ich glaube, dass sich auch schwerlich hier jemand auffinden lässt, der imstande wäre, Ihren Wert zu würdigen, Mademoiselle.«

»Oh, der Herr Baron sind gar zu gütig«, fiel die Tante, einen tiefen Knicks machend, ein.

»Sie verfallen wieder in Ihren alten Fehler der Übertreibung«, rief dagegen Helene, aber dabei lächelte sie doch selbstzufrieden, obgleich das Kompliment nichts weiter als eine tausend Mal verbrauchte Redensart war.

Der Doktor Dahlburg hatte recht gut bemerkt, auf wem

die von dem Baron getane Redensart hinzielte, denn sie war mit einem spöttischen, unmittelbar auf ihn gerichteten Blick begleitet gewesen. Obgleich er im Stillen über den flachen Menschen mitleidig die Achseln zuckte, so beschloss er doch, ihm eine Zurechtweisung zuteilwerden zu lassen.

»Da ich ebenfalls ein Grünauer Kind bin«, sagte er, seinen Blick fest auf Herrn von Lövenzahn richtend, so muss ich wohl den Handschuh, welchen Sie uns armen Kleinstädtern soeben zuwarfen, aufnehmen. Nun sehen Sie, wir sind hier praktische Leute und als solche prüfen wir genau. Uns kommt es nicht auf das Äußere, sondern auf den inneren Gehalt an, und ein hohler Topf, wäre er auch noch so glänzend angestrichen, würde uns doch über die Leere seines Inhalts nicht täuschen können.«

Herr von Lövenzahn und Helene erröteten zu gleicher Zeit, denn der Erstere fühlte ganz gut, dass er mit dem hohlen Topf gemeint sei, und die Letztere erkannte, dass in den Worten des Doktors für sie die Lehre lag, dass ohne den inneren Wert des Menschen die äußere Schönheit nichts weiter als eine gehaltlose täuschende Larve sei.

Zum Glück intervenierte die Schwatzhaftigkeit der Tante noch eben wieder zur rechten Zeit, um die peinliche Stille, welche eingetreten war, zu unterbrechen.

»Ei, mein Gott«, rief sie, »was gehen uns die Töpfe an, mögen sie nun hohl oder voll sein, und überhaupt muss ich dem Herrn Baron darin Recht geben, dass es hier in Grünau zum Sterben langweilig ist.«

»Beschränkte Ansichten, unmanierliches Auftreten, wohin man sich auch wendet«, ergänzte der künftige Kabinettsrat im wegwerfenden Tone, indem er dabei verächtlich mit den Achseln zuckte und dem Arzt ein dementspre-

chenden Blick zuwarf.

»Mademoiselle Helene im Glanz vollendeter Schönheit und Liebenswürdigkeit, mitten unter diesen unbeholfenen bäuerlichen Menschen. Die Rose unter Disteln und Unkraut. Nein, schon der Gedanke daran jagt mir ein Frösteln über den Körper und ich fühle mich wirklich glücklich, dass es meinem Zureden gelungen ist, die Damen zu einer Übersiedlung nach der Residenz zu bewegen.«

Nun horchte der Doktor hoch auf, denn die Worte des Barons enthielten für ihn eine Enthüllung, welche ihn tief aufregte und mit schmerzlicher Unruhe erfüllte. Es wurde ihm plötzlich klar, dass der Letztere auf die beiden Frauen einen größeren Einfluss erlangt hatte, wie er bisher geglaubt, und er fürchtete daraus für Helene, deren Schwächen er kannte, die übelsten Folgen.

Gespannt horchte er daher auf, als die Tante auf die Worte des Herrn von Lövenzahn Folgendes erwiderte.

»Von einer festen Zusage wegen unseres Umzuges nach Lobenheim ist bis jetzt doch eigentlich wohl noch nicht die Rede gewesen.«

»Indessen ist das Projekt doch auch keineswegs aufgegeben«, fiel Helene rasch ein.

»Sie sehen wohl«, rief der Baron, »dass Mademoiselle durchaus nicht die Neigung fühlte, in diesem El Dorado von Spießbürgerlichkeit ihr Leben zu beschließen. Sie würden sich auch wahrlich an dem Glück derselben versündigen, wollten Sie die Hand dazu bieten, ihr die Wege zu einer glänzenden Zukunft zu verschließen, denn wo sich so viele Anmut und Schönheit vereinigen, kann es an glänzenden Triumphen nicht fehlen.«

Diesmal hatte Herr von Lövenzahn recht, Helene war

wirklich eine herrliche, bezaubernde Erscheinung, und sie besaß Stolz und Eitelkeit genug, um sich ihrer Vorzüge im vollen Maße bewusst zu sein.

»Die Sache ist also abgemacht«, fuhr der Baron fort, »ich gehe nach Lobenheim voraus und die Damen folgen dann nach.«

»Nun, wie gesagt, lassen Sie mir Zeit zum Überlegen, ich sage nicht nein. Und wenn Sie meinen, dass Helene in der Residenz ihr Glück machen kann ...«

»Dafür garantiere ich Ihnen. Mein Oheim, der Hofmarschall, welcher seit seiner letzten Anwesenheit hier selbst mit wahren Enthusiasmus von Mademoiselle spricht, behauptet, schon wenige Wochen würden genügen, um Ihre Nichte als Stern erster Größe am gesellschaftlichen Himmel der Residenz glänzen zu sehen. Und Sie wissen ja, dass er nicht ruhte und rastete, bis er mit Ihrer beiderseitigen Erlaubnis das Portrait dieser holden, unvergleichlichen Göttin, welcher wir uns jetzt gegenüber befinden, erhielt.«

Was es mit der Zusendung dieses Portraits und überhaupt mit der geheimen Verbindung zwischen Oheim und Neffen für eine Bewandnis hatte, dies werden wir später sehen, für jetzt bemerken wir nur, dass der junge Arzt immer betroffener wurde und dass er sehnlichst auf den Augenblick wartete, wo es ihm möglich sein würde, mit Helene einige Worte allein zu sprechen.

»Apropos«, rief die Tante, »haben der Herr Baron neuerdings Nachrichten von deren Verwandten, dem Herrn Hofmarschall erhalten?«

»Nein, aber bei der Wichtigkeit der Umstände können solche stündlich eintreffen.«

»Sie glauben also wirklich, dass die Krankheit des Her-

zogs eine sehr bedenkliche ist?«

Der künftige Kabinettsrat nahm plötzlich eine diplomatische Miene an, welche offenbar auch dem Doktor imponieren sollte, die indessen in ihren Wirkungen nicht weiter reichte, als dass sie die Neugier der beiden Frauen stark reizte.

»Nun«, sagte Helene, »Sie schweigen ja plötzlich?«

»Ich überlege, wie weit ich es wagen darf, mich über ein so wichtiges Geheimnis zu äußern. Das Befinden unseres Regierenden ist allerdings der Art ...«

»Dass sein Tod jetzt vielleicht schon erfolgt ist«, fiel Doktor Dahlburg mit ruhiger klarer Stimme ein.

Alle sahen den Sprecher erstaunt an. Eine so bestimmte Erklärung hatte niemand erwartet, am allerwenigsten von dem jungen Arzt.

Der Baron war der Erste, welcher sich sammelte. Er betrachtete es in seiner Stellung als eine treffliche Gelegenheit, den Mann, welchen er, ungeachtet er ihn erst wenige Stunden kannte, doch bereits hasste, sein Übergewicht fühlen zu lassen. Er beschloss deshalb zu intervenieren.

Mit der Miene eines Kriminalbeamten, der eben im Begriff steht, einen Verbrecher zu überführen, trat er daher einen Schritt vor. Seinen Blick drohend auf unseren Bekannten geheftet, sagte er im barschen Ton:

»Darf ich fragen, woher Sie diese überraschende Nachricht haben, mein Herr?«

»Aus der besten Quelle«, lautete die Antwort, »aus eigener Anschauung.«

Herr von Lövenzahn prallte zwei Schritte zurück und blickte den jungen Arzt verdutzt an. Er wusste offenbar nicht, was er aus ihm machen sollte.

Dieser lächelte und betrachtete eine Sekunde fast mitleidig seinen Gegner. Dann sagte er. »Ich hatte vergessen den Herrschaften zu bemerken, dass ich gestern Abend direkt von Lobenheim hier angelangt bin.«

»Von Lobenheim? Aus der Residenz?«

»Allerdings, und zwar unmittelbar vom Krankenbett des Herzogs.«

Jetzt riss der Baron die Augen weit auf. Man sah es ihm an, dass er sich im Stillen die Frage vorlegte, ob er träume oder wache. Aber auch der Arzt erschien ihm nunmehr als eine ganz andere Person. Er fing ordentlich an Respekt vor ihm zu bekommen, und endlich krümmte sich sogar höfisch sein Rücken, welcher bisher völlig unbiegsam geschienen hatte.

»Darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie um einige nähere Mitteilungen zu bitten?«, fragte er äußerst höflich.

»Sehr gern. Der Herzog ist in der Tat rettungslos verloren, ja sein Tod wird in diesem Augenblick wahrscheinlich schon erfolgt sein. Gerade als ich im Begriff stand, von Berlin abzureisen, erhielt eine der dortigen medizinischen ersten Größen die Einladung, sich unverzüglich zu einer Konsultation wegen des Zustandes des Herzogs nach Lobenheim zu begeben. Da ich dem Professor als Assistenzarzt lange Zeit nahe gestanden hatte, so lud er mich ein, ihn zu begleiten. So hatte ich Gelegenheit, durch eigene Anschauung den Zustand des hohen Kranken kennenzulernen.«

»Durch eigene Anschauung?«, wiederholte der Baron. »Ich gebe mir die Ehre, Ihnen mein Kompliment zu machen.«

»Mir wurde auch später das Glück zuteil, mit Seiner Hoheit, dem Erbprinzen eine Unterredung zu haben.«

»Mit Seiner Hoheit dem Erbprinzen?«, stammelte Herr von Lövenzahn, und sein Gesicht schien um einige Zoll länger zu werden. »In der Tat, eine große Ehre, Sie erlauben, dass ich dazu gratuliere.«

»Der Prinz hatte die Gnade, mir eine Stellung in seiner unmittelbaren Nähe anzubieten.«

Das war dem künftigen Kabinettsrat hoch zu viel. Ihm schwindelte der Kopf, seine Hand griff nach einer Stuhllehne. Unter einer zweiten, noch weit tieferen Verbeugung stotterte er: »Aber mein Gott, warum treten Sie, hochverehrter Herr, erst jetzt aus Ihrem Inkognito? Sollte irgendein Missverständnis vorgefallen sein, so nehmen Sie die Versicherung hin, dass ich dies von ganzem Herzen bedaure.«

Der Doktor verbeugte sich mit einem stummen Lächeln der Genugtuung und fuhr dann fort: »Es ist wohl vorauszusehen, dass Sie sich hier nun nicht mehr lange aufhalten werden?«

»So wie die Sachen liegen, kann meine Abreise allerdings jeden Augenblick erfolgen.«

»Freilich! Sie werden dem neuen Herzog unentbehrlich sein.«

Herr von Lövenzahn hatte diese Bemerkung überhört, er war an das Gitter des Gartens getreten und hatte von dort einige Mal lebhaft nach der Straße hinuntergewinkt.

»Wünschen der Herr Baron etwas?«, fragte Frau Helmstädt.

»Eben verließ der Briefträger die Post, es schien mir sogar, als ob dort eine Stafette angekommen wäre - Sie begreifen, in welcher Unruhe ich mich befinde, ich habe ihm ein Zeichen gegeben, herauf zu kommen.«

In diesem Augenblick trat der Bote Merkurs ein.

»Haben Sie Briefe an mich?«, fragte Herr von Lövenzahn hastig.

»Ein Citissime aus der Residenz - schwarz gesiegelt, durch einen Kurier befördert.«

»Geben Sie!« Der Baron ergriff mit vor Erregtheit zitternder Hand das Schreiben und entfaltete es hastig. »Von meinem Oheim, dem Hofmarschall!«, bemerkte er. Dann las er weiter, endlich ließ er das Schreiben sinken und rief: »Es verhält sich so, wie dieser Herr uns eben sagte. Seine Durchlaucht ist gestern Nachmittag um vier Uhr verschieden. Stimmen Sie, meine Herrschaften, mit mir in den Ruf ein: »Es lebe der neue Herzog!«

»Aber was werden Sie nun tun?«, fragte die Tante, der ihre eigenen Angelegenheiten mehr am Herzen lagen, wie die Staatsaffären.

»Ich eile, Kurierpferde zu bestellen«, antwortete der Baron, »schon in wenig Stunden reise ich ab. Gestatten Sie es, so bestelle ich den Wagen hierher. Wir verabreden dann, was nun auch in Bezug auf Sie, meine Damen, zu beschließen ist.«

»Nun, wir werden ja sehen«, sagte, bereits halb einwilligend, Frau Helmstädt, »ein Entschluss muss freilich gefasst werden. Wenn Sie also die Zeit bis zu Ihrer Abreise bei uns zubringen wollen, so können wir das Erforderliche besprechen, und ich denke, wir werden dann zu einem festen Resultat gelangen.«

»Also auf Wiedersehen«, rief Herr von Lövenzahn, indem er sich tief gegen Helene, nur flüchtig gegen den Doktor verneigte. »In einer Stunde bin ich reisefertig. Wie schmerzlich diese Trennung mir fällt, brauche ich wohl nicht erst zu versichern«, fügte er hinzu. »Doch die Hoffnung eines recht

baldigen Wiedersehens hält mich aufrecht und wird mir den Abschied erleichtern.«

»Ich begleite Sie bis an die Haustür«, sagte die Tante und folgte dem Davoneilenden.

»Helene, unterhalte inzwischen Herrn Dahlburg, du wirst dir ohnedem so manches mit ihm zu erzählen haben.«

Als die beiden jungen Leute sich allein befanden, trat eine minutenlange feierliche Stille ein. Man sah es beiden an, dass keiner das Gespräch beginnen wollte, obgleich die Gründe hierbei natürlich sehr verschieden waren.

Helene begriff, dass sie von dem Doktor gewissermaßen überrascht ward und dass ihre Stellung zu demselben plötzlich eine ganz andere geworden war. Das reine innige Verhältnis, welches zwischen ihr und dem jungen Mann bisher bestand, hatte durch das Dazwischentreten des Barons einen gewaltigen Riss erhalten. Sie konnte ihm nun nicht mehr erklären: Ich bin noch dieselbe wie früher. Eine mahnende Stimme in ihrem Innern sagte ihr, dass das, was er heute gesehen und gehört hatte, sein Vertrauen zu ihr erschütterte, in ihm Zweifel und Besorgnisse, Misstrauen und Argwohn rege gemacht haben müsse. Sie wusste recht gut, wie innig der junge Mann sie liebte. Sie musste sich auch bekennen, dass sie ihm bisher durch ihr Entgegenkommen alle Hoffnung gegeben hatte, sie einst die seine nennen zu dürfen. Nun war er plötzlich Zeuge gewesen, wie ein Fremder, ein Mann, welcher vermöge seiner Geburt durch eine Kluft von ihr getrennt wurde, ihr öffentlich seine Huldigungen darbrachte, und dessen Einfluss bereits so weit reichte, dass er ihren Lebensansprüchen eine ganz andere Richtung gegeben und ihr Herz mit Wünschen und Forderungen erfüllt hatte, welche eben durch die Übersiedlung

nach der Residenz verwirklicht werden sollten.

Dies alles ging in diesem Augenblick an dem Geist Helenes vorüber und regte ihr Gewissen auf, aber auf der anderen Seite wappnete sie sich auch wieder mit dem ihr angeborenen Stolz. Noch war sie ja frei, noch hatte sie niemand ein bindendes Versprechen gegeben. Warum sollte sie also gerade dem Doktor gegenüber eine Abhängigkeit an den Tag legen, die ihr demütigend schien und ihre Eitelkeit verletzte?

Im Kampf dieser widerstrebenden Gefühle beschloss sie zuletzt abzuwarten, bis der junge Arzt sie anreden würde, um dann, nach den ihr vorgelegten Fragen, ihre Antwort zu bestimmen.

Wir haben den Charakter Dahlburgs von einer Seite kennengelernt, die es nicht zweifelhaft ließ, dass in demselben Milde und Versöhnung vorherrschend waren. Wir wissen ja auch bereits, wie er, seinem Freund, dem Advokaten gegenüber, die Handlungsweise des jungen Mädchens zu entschuldigen bemüht gewesen war. Als er seine Augen zu demselben erhob und es anredete, geschah solches zwar unter dem Eindruck schmerzlicher Empfindungen, aber mit jener Ruhe und Sanftmut, die seinem Wesen eigen waren und welche am besten geeignet schienen, das lebhafte und etwas reizbare Temperament Helenes zu beherrschen.

»Und würden Sie sich wirklich entschließen, Grünau zu verlassen und der Einladung des Barons zu folgen?«, fragte unser Bekannter mit möglichster Gelassenheit.

»Warum denn nicht! Ei, mein Gott, ich begreife nicht - so erklären Sie mir doch, weshalb Sie denn durchaus in einem Aufenthalt in der Residenz Gefahren für mich erblicken wollen?«

»Ich weiß es nicht - ich weiß es in der Tat nicht«, antwortete der Doktor. »Ich folge hierbei nur einer inneren Stimme, welche mir zuflüstert, dass daraus nichts Gutes entstehen wird.«

»Oh, gehen Sie doch«, rief lachend Helene, »ein Mann der Wissenschaft wie Sie, der sich in der Welt umgesehen hat und dem man daher eine freie Anschauung zutrauen kann, hält mich für verloren, so wie ich den Fuß über Grünau hinaussetze! ... Wissen Sie auch, dass darin gerade nicht viel Schmeichelhaftes für mich liegt und dass ich Ihnen eigentlich recht ernstlich zürnen sollte?«

»Tun Sie das nicht«, entgegnete der junge Arzt mit einer Tiefe des Gefühls, die ihm gutstand, weil sie aus dem Herzen kam. »Ich meine es redlich, ich meine es treu, glauben Sie mir dies, Helene. Eine spätere Zeit wird Ihnen solches vielleicht noch mehr beweisen. Für jetzt - doch wozu Sie mit einem Plan bekannt machen, der Ihnen zeigen würde, wie nahe Sie mir stehen und wie reiflich ich die künftigen Möglichkeiten bereits erwogen habe.«

»Was für ein Plan ist das?«, fragte das junge Mädchen gespannt. »Sprechen Sie, ich bitte darum.«

»Nein«, sagte der Doktor, seinen Hut ergreifend, »erlassen Sie mir dies. Kommt Zeit, kommt Rat. Erfordern es die Umstände, so werde ich in Ihrer Nähe sein. Gott gebe, dass Sie dann auf mich hören. Geschähe es nicht, so würden Sie eine Schuld auf sich laden, die meinem Herzen eine tiefe Wunde schlüge und sich auch an Ihnen schwer rächen würde.«

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, eilte Dahlburg davon. Helene sah ihm noch nach, als er aus dem Haus trat und bereits die Straße hinabeilte.

»Ich soll auf ihn hören, wenn es die Umstände erfordern«, murmelte sie. »Wahrlich, das ist Übertreibung, denn wohin ich auch blicke und so sehr ich auch überlege, nirgends sehe ich für mich eine Gefahr! Indessen, er meint es redlich und ich achte und ehre ihn. Er ist ein Mann von sanften Sitten und festen Grundsätzen, und solche Charaktere liebe ich. Umso mehr will ich danach streben, ihm zu zeigen, dass seine Befürchtungen grundlos waren. Früher oder später werde ich ihm in der Residenz wieder begegnen und dann soll er mir Abbitte tun. Er soll gestehen, dass er sich geirrt hat, er soll bekennen, dass ich noch dieselbe bin, die ich hier war!«

Helene setzte sich an den Flügel und ihre klare schöne Stimme gab das wieder, was sie in diesem Augenblick in ihrem Herzen empfand. Sie war in ihrem Innern befriedigt, sie hatte sich keinen Vorwurf zu machen. Eine Zukunft lag vor ihr und sie malte sich diese lachend aus, aber keine Wolke trübte dieses Bild. Sie blickte nochmals in ihr Herz, es war rein - sie konnte ruhig sein.

In einer der abgelegensten Partien des Schlossparks zu Lobenheim konnte man am Morgen nach dem erfolgten Tod des Herzogs zwei alte Herren bemerken, welche in einem sehr eifrigen Gespräch miteinander begriffen waren und die sich absichtlich in diese nur wenig besuchte Gegend zurückgezogen zu haben schienen.

»Lassen Sie uns hier auf der Bank Platz nehmen, Baron«, sagte der eine derselben, indem er seinen Begleiter neben sich niederzog. »Hier sind wir vor jedem Lauscher sicher und können ungestört die Frage beraten, was nun anzufangen ist.«

»Ja, was nun anzufangen ist?, wiederholte der andere mit einem tiefen Seufzer. »Sie sehen wohl, mein Kopf glüht, denn es ist wahrlich keine Kleinigkeit ...«

»Da haben Sie wohl recht«, rief sein Begleiter, »der Tod des Herzogs ist für uns eine Lebensfrage geworden und deshalb müssen wir alle Mienen springen lassen, um dieselbe in unserem Interesse zu lösen. Sprechen Sie daher, Herr Kammerherr.«

»Beginnen Sie, Herr Hofmarschall.«

»Wir werden einen schweren Stand haben«, sagte dieser, bedächtig eine Prise nehmend, »denn mit unserer bisherigen Taktik kommen wir bei der neuen Durchlaucht nicht durch.«

»Ja, ja«, murmelte der Kammerherr, »wir können uns nur darauf gefasst machen, dass mit dem alten System gebrochen wird. Unsere einzige Stütze bleibt noch die Herzogin Mutter.«

»Eine schwache Stütze, teurer Freund«, bemerkte achselzuckend der Hofmarschall. »So viele Ehrfurcht auch der Herzog gegen die durchlauchtigste Frau hegt, so glaube ich doch, dass er ihr das Mitregieren nicht gestatten wird.«

»Sie meinen also?«

»Dass wir uns auf alle möglichen Neuerungen gefasst machen müssen und dass, wenn wir nicht beizeiten vorbeugen, wir in den Hintergrund geschoben werden.«

»Vielleicht gar pensioniert«, seufzte der Kammerherr.

»Es ist alles möglich. Bei einem Charakter wie der des Durchlauchtigsten ... Ein Gemütsmensch, ein Philanthrop, der sich vorgenommen hat, alle Menschen glücklich zu machen, der für Gerechtigkeit schwärmt, der die Flöte spielt, der seufzt und sich darüber beklagt, dass ein Fürst das

Glück seines Herzens seiner Pflicht zum Opfer bringen müsse.«

»Hm«, sagte der Kammerherr, »Glück seines Herzens? ... Ließe sich daraus nichts machen?«

»Geht Ihnen endlich ein Licht auf!«, rief triumphierend der Hofmarschall. »Ja, mein Bester, in dieser Überschwänglichkeit der Empfindungen, in diesem Überströmen des Gefühls liegt die Aussicht, unseren Einfluss aufrechtzuerhalten.«

»Wieso?«, fragte gespannt der andere.

Statt einer Antwort zog der Hofmarschall ein Miniaturbild aus der Tasche und hielt es seinem Gesellschafter unter die Augen.

»Wie finden Sie das?«, fragte er zufrieden lächelnd.

»Freund«, rief dieser überrascht, »aus welcher berühmten Bildergalerie haben Sie diese Kopie entnehmen lassen?«

»Das Portrait gefällt Ihnen also?«

»Es ist zum Entzücken schön! Welcher Reiz liegt in diesen großen blauen Augen, welcher Zauber umspielt diesen kleinen Mund, welche Anziehungskraft übt dieses sanfte und doch zugleich so ausdrucksvolle Gesicht aus!«

»Sie glauben also, dass es ein fürstliches Herz fesseln könnte?«

»Wenn dasselbe nicht von Stein ist, dann gewiss.«

»Ein warmschlagendes, gefühlvolles Herz, wie Durchlaucht solches besitzt ... Begreifen Sie nun?«

»Ich verstehe. Eine Idylle, worüber man das Regieren vergisst.«

»Oder es anderen überlässt. Unser Einfluss bliebe dann gesichert.«

»Und dies alles stände mit diesem Portrait in Verbin-

dung?«

»Allerdings. Die Wunderblume, welche Sie soeben in diesem Bild anstauten, blüht in Grünau. Doch kommen Sie, während wir langsam zum Schloss zurückkehren, werde ich Ihnen meinen Plan weiter entwickeln.«

Die beiden Hofleute waren aufgestanden und schlugen in der besten Stimmung den Rückweg ein. Ihre Stirnen hatten sich wieder geglättet und die Besorgnis war aus ihrem Antlitz verschwunden. Am Ausgang des Parks blieben sie stehen und drückten sich nochmals die Hände.

»Versuchen Sie die Herzogin Mutter bei guter Laune zu erhalten«, sagte der Hofmarschall, »denn wir bedürfen durchaus ihrer Unterstützung. Jetzt eile ich zu meinem Neffen, dem neuernannten Kabinettsrat, denn dieser ist es, welcher uns bei der Ausführung unserer Pläne behilflich sein soll.«

»Um diese Zeit«, so heißt es in des Doktors Schwalbe Tagebuch weiter, indem er Schwefelkorn dabei redend einführt, »wurde ich auf Veranlassung des alten Hofmarschalls nach Grünau geschickt, um das Herz Helenes mit Ehrgeiz und Eitelkeit zu erfüllen und ihre Sinne zu umnebeln. Auch der Kabinettsrat, Baron von Lövenzahn, versprach mir eine mit seinem Blut geschriebene Beschreibung, wenn ich das junge Mädchen seinen Zwecken dienstbar machen wollte. Später musste ich auf Veranlassung dieser beiden Herren auch auf den jungen Herzog nach Kräften einwirken, daher mir die Details dieser interessanten Geschichte genau bekannt sind. Wenn ich daraus schließlich nicht den Vorteil zog, den ich daraus hätte ziehen können, so geschah es lediglich deshalb, weil ich mich auch hier wieder als gutmütiger

Teufel benahm und dem Glück des Doktors und Helenes nach solchen Prüfungen nicht im Wege stehen wollte, wofür ich freilich von meinem allergnädigsten Herrn, dem Fürsten Luzifer, auf das Empfindlichste zurechtgewiesen wurde.«

Nachdem Doktor Schwalbe diese Worte Schwefelkorns eingeschaltet hatte, fuhr er in seiner Erzählung wie folgt fort: »Etwa drei Wochen nach dieser Unterredung im Park ging der junge Herzog, ein schwermütiges Lächeln auf den Lippen und den melancholischen Blick zu Boden geschlagen, mit verschränkten Armen in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

»Glauben Sie, dass es ein vollkommenes Glück auf Erden gibt?«, fragte er plötzlich, vor seinem Kabinettsrat stehende bleibend und auf diesen sein umflortes Auge richtend.

»Ganz ungetrübt«, entgegnete Herr von Lövenzahn, »möchte es wohl nirgends zu finden sein. Es bleibt immer etwas zu wünschen übrig, selbst da, wo die Gunst des Schicksals den Sterblichen auf einen Platz gestellt hat, der ihn schon den Göttern näherbringt.«

Der Fürst schien auf diese hohle Phrase höfischer Schmeichelei nicht zu achten. Schweigend schritt er abermals im Zimmer auf und ab, bis er von Neuem stehen blieb, seine Hand auf die Schulter des Kabinettsrats legte und mit einem Seufzer sagte: »Glauben Sie nicht, dass der goldene Reif, welcher die Schläfe des Fürsten schmückt, oft schwerer drückt als die Dornenkrone, welche die Hand der Vorsehung dem Ärmsten meiner Untertanen aufs Haupt gedrückt hat?«

»Hoheit dehnen den Vergleich wohl etwas zu weit aus«, entgegnete Lövenzahn.

»Es ist der Ausdruck meiner Empfindungen, auf die Form kommt es hierbei nicht an. Mit welchem Herzen voll Liebe trat ich meinen Untertanen entgegen, als ich anstelle meines zu Gott gegangenen Vaters auf den Thron berufen wurde! ... Ich wollte das Glück meines Landes, ich wollte das Glück jedes Einzelnen!.. Und welchen Dank habe ich bis jetzt davon geerntet? Hier Verkennung, dort Missbrauch der gewährten Freiheiten ... An meinem Hof Unwahrheit und falscher Schein - selbst meine eigene Mutter ... und nirgends, nirgends ein Herz, an das ich mich flüchten könnte, um Ruhe und Erholung, Trost und Beruhigung zu finden!«

Der Herzog seufzte abermals, diesmal aber voll Sehnsucht und Verlangen. Die Züge des Barons aber überflog ein leichtes Lächeln der Befriedigung, als er sich tief über das vor ihm liegende Aktenstück beugte. Zufrieden murmelte er: »Die Stunde zeigt sich günstig - die Leere seines Herzens ist es, die ihn quält - trete ich ihm jetzt als Versucher entgegen, so ist alle Aussicht vorhanden, dass er begierig nach dem Spielzeug greift, welches ich ihm vorhalte. Dem Gelingen unseres Planes steht dann kein Hindernis mehr entgegen.« »Welche Geschäfte liegen vor?«, fragte der Herzog, sich in einen Sessel werfend. »Beginnen Sie mit Ihrem Vortrag.«

»Werden Euer Hoheit auch in der Stimmung sein?«

»Wenn es sich um die Interessen meines Landes handelt, bin ich Fürst und meine Gefühle als Mensch treten alsdann in den Hintergrund«, sagte der Herzog mit Würde.

»Nun, Euer Hoheit wissen, wie lebhaft die Durchlauchtigste Frau Mutter eine Familienverbindung mit dem benachbarten Hof wünschen. Ich habe Befehl, Euer Durchlaucht Blicke von Neuem auf diesen Gegenstand zu lenken.

Die Prinzess Elise ...«

»Meine Frau Mutter ist gar zu sehr auf mein Wohl bedacht«, entgegnete der Herzog mit einem Stirnrunzeln. »Lassen wir das - kein Wort weiter darüber! Was haben Sie noch sonst vorzutragen?« »Euer Hoheit befahlen, das kleine Jagdschloss *Die Grille* in bewohnbaren Stand zu setzen.«

Das Auge des Herzogs heiterte sich auf. »Ein herrlicher Punkt«, sagte er, »um in der Einsamkeit einer schönen Natur zu schwärmen. Sind die Arbeiten vollendet?«

»Sie sind es, Hoheit. Hier ist der Bericht des Baumeisters.«

Ein sonderbares Lächeln überflog das Gesicht des Kabinettsrats, als er sich anschickte, diesen Bericht hervorzusuchen. Wie von ungefähr entfiel ihm das Blatt Papier. Als er sich bückte, um dasselbe aufzuheben, rollte aus seinem weiten Rockärmel ein Miniaturbild und fiel zu seinen Füßen nieder.

»Was haben Sie da fallenlassen?«, fragte der Fürst, auf das Portrait weisend.

»Verzeihung, Hoheit, ein einfaches Bild, eine Erinnerung an ein schlichtes, aber liebenswürdiges junges Mädchen.«

»Zeigen Sie doch«, sagte der Herzog, dessen Neugier rege geworden war.

Der Baron überreichte das Portrait. »Ich bitte daraus aber keine Art von Schlüssen zu ziehen, mein Durchlauchtigster Gebieter. Ich stand der jungen Dame gänzlich fern. Es war nur eine Begegnung, wie solche der Zufall häufig im Leben mit sich bringt.«

Der junge Fürst hörte nur halb hin. Er hatte das Portrait ergriffen und betrachtete dasselbe erst flüchtig, dann stauend, dann mit einem immer größeren Interesse, zuletzt mit einer Art Schwärmerei. »Schön - wahrhaft schön!«, sag-

te er mit einer Zurückhaltung, die er kaum zu bemustern vermochte. »Ein seelenvolles Auge - ein lächelnder Mund, Grazie und Anmut in jedem Zug! ... Ob in dem Herzen des Originals dieselbe Reinheit herrschen mag, wie solche sich in den Zügen dieses interessanten Gesichts ausspricht?«

»Hoheit können sich davon fest überzeugt halten. Die junge Dame, welche dieses Gemälde vorstellt, schmückt ein reines, unverdorbenes, nur etwas zur Schwärmerei sich hinneigendes Gemüt.«

»Nun, wo das Herz zu schwärmen vermag, da ist in der Regel auch Tiefe des Gefühls. Wo haben Sie das Original kennengelernt?«

»In Grünau, Durchlaucht.« Und der Baron erzählte die Entstehungsgeschichte seiner Bekanntschaft mit Helene und fügte geschickt hinzu, dass sie sich gar nicht behaglich in dem kleinen Städtchen fühle.

»Also sie ist eine Nichte der alten Helmstädt, der früheren Kammerfrau meiner verstorbenen Tante, der Prinzess Sophie?«, fragte der Herzog, gedankenvoll im Zimmer auf und ab gehend.

»Euer Durchlaucht zu dienen.« Der bereits in die Ränke des Hofes eingeweihte Kabinettsrat griff wieder zu dem Aktenheft, um in seinem Vortrag fortzufahren.

»Die Grille ist also bewohnbar eingerichtet«, begann er von Neuem, »und es hängt jetzt nur noch von den Befehlen Euer Hoheit ab, wer dort die Stelle eines Kastellans erhalten soll.«

Der junge Fürst antwortete nicht, er trommelte schon seit geraumer Zeit sinnend auf den großen Spiegelscheiben.

Ein zweites Lächeln zuckte über die Züge des Barons.

»Die alte Helmstädt«, sagte er, »hat eine Bittschrift einge-

reicht. Als ehemals zum Hofstaat gehörend, nimmt sie die Gnade Euer Durchlaucht in Anspruch. Sie wird alt und kränklich, die Luft in Grünau bekommt ihr nicht. Sie bittet um eine freie Wohnung auf einem der Schlösser in der Nähe der Residenz.«

Jetzt kehrte sich der Herzog um, und seine Züge drückten Wohlwollen und Zufriedenheit aus. Was in seinem Inneren vorging, das ahnte der Baron, aber er erkannte ebenso gut, dass der Fürst, um sich keine Blöße zu geben, damit zögerte, das auszusprechen, was bei ihm bereits zum lebhaften Wunsch geworden war.

Der gewandte Hofmann half ihm aus dieser Verlegenheit. »Im Fall Hoheit geneigt sein sollten, der Helmstädt ihre Bitte zu gewähren, so würde ich mir erlauben, einen Vorschlag zu machen.«

»Sprechen Sie, lieber Lövenzahn.«

»Die Grille wäre ein ganz geeigneter Aufenthalt für die alte Frau. Sie hat Manieren, sie weiß mit der Küche umzugehen. Es könnte ja möglich sein, dass Hoheit nach den Beschwerden der Jagd dort mitunter einige Stunden auszuruhen geneigt wären, und in diesem Fall fänden Höchstdieselben eine sorgsame und aufmerksame Dienerin.«

»Vortrefflich!«, rief der Herzog ganz aufgeheitert. »Auf diese Weise geschieht der alten Dame und gleichzeitig auch mir ein Gefallen. Ihre Bitte sei ihr daher in Gnaden gewährt. Benachrichtigen Sie dieselbe, dass ich ihre Übersiedlung zur Grille schon in den nächsten Tagen wünsche.«

Der Kabinettsrat machte eine tiefe Verbeugung. »Haben Euer Hoheit noch sonst etwas zu befehlen?«

»Nein, für heute sind Sie entlassen.«

Der Baron verbeugte sich zum zweiten Mal, er stand be-

reit, das Zimmer zu verlassen.

»Lieber Lövenzahn«, rief ihm der Herzog nach, »überlassen Sie mir doch das Portrait bis morgen. Habe ich Zeit und Muße, so betrachte ich es mir noch einmal. Es liegt wirklich in diesem Gesicht etwas, was mich anzieht und fesselt.«

»Ich stimme Euer Hoheit darin vollkommen bei.«

Und der Kabinettsrat legte das Miniaturbild mit einer gewissen ehrerbietigen Sorgsamkeit auf den Tisch und zog sich von Neuem unter einer tiefen Verbeugung zurück.

»Noch eins«, rief der Herzog, als der Baron bereits die Tür ergriffen hatte. Und er trat an sein Arbeitspult, öffnete ein geheimes Fach und holte ein Schriftstück in der Form einer Anstellungsurkunde hervor.

»Befördern Sie dies sogleich an seine Adresse«, sagte er, »ich habe den Doktor Dahlburg zu Grünau zu meinem Leibarzt ernannt.«

Herrn von Lövenzahn durchzuckte es bei dieser Nachricht, als ob er einen elektrischen Schlag erhalten hätte. Dahlburg zum Leibarzt! Hierdurch konnte die so fein angelegte Intrige vernichtet werden und diejenigen, welche sie angelegt hatten, der Früchte, an die sich ihre Blicke schon begierig hefteten, verlustig gehen. Der Baron war aber ein zu guter Hofmann, um sich etwas anmerken zu lassen. Er rückte sich mit einem zuvorkommenden Lächeln und verließ dann das Kabinett. Indem er aber die breite Treppe hinunterstieg, murmelte er: »Zum Kuckuck mit diesen Überraschungen, die der Durchlauchtigste do sehr liebt! ... Doch ich rechne auf den Zauber von Helenes Schönheit! Mischt sich der Doktor ungerufen in diese Angelegenheit, so läuft er Gefahr, in Ungnade zu fallen. Ihn als einen Unbescheidenen und Zudringlichen zu bezeichnen, wird es dann schon

an Gelegenheit nicht fehlen.«

Ungeachtet dieses Querstrichs hatte der Kabinettsrat doch nichts Eiligeres zu tun, als im Einverständnis mit seinem Oheim, dem Hofmarschall, sofort eine Stafette an die ehemalige Kammerfrau nach Grünau abzuschicken und ihr in einem sehr verbindlichen Schreiben den Wunsch des Fürsten, die Stelle einer Kastellanin auf dem Jagdschloss zu übernehmen, zu melden und sie zur schleunigsten Abreise zu mahnen.

Wir wollen hier nicht die geheimen Gedanken der alten Dame verraten, aber, wie gesagt, sie kannte das Terrain am Hofe, sie war trotz ihrer sechzig Jahre noch eitel und - nun, wenn sie auf ihre Nichte blickte, so musste sie sich sagen, dass diese ein Edelstein sei, mit dem man wohl die fürstliche Gunst und mit dieser Einfluss und Auszeichnung erlangen könnte. Auch Helene sah plötzlich, wenn gleich in anderer Weise, das Ziel ihrer Hoffnungen und Wünsche verwirklicht. Sie blickte zu dem Portrait des Herzogs, welches im Staatszimmer hing. Die schönen, etwas melancholischen Augen desselben schienen ihr zuzulächeln, weshalb ihr diese Vision in diesem Augenblick Freude machte und ihr Herz dabei lauter schlug. Dies wusste sie eigentlich selbst nicht, aber ... nun, es war doch vorauszusetzen, dass der Fürst mitunter auf seinen Jagdstreifereien in der *Grille* einkehren würde. Was ihr besonders schmeichelte und sie in ein Grübeln und Sinnen versenkte, von dem sie sich keine klare Rechnung zu geben vermochte, dies war die von Herrn von Lövenzahn in dem Schreiben eingeflochtene Bemerkung, dass der Anblick ihres Bildes bei dem Herzog einen sichtbar angenehmen, einen höchst günstigen Eindruck hervorgerufen habe. Unten im Brief stand freilich dick un-

terstrichen und mit drei Ausrufungszeichen versehen: Doktor Dahlburg ist zum Leibarzt ernannt. Obgleich sie anfangs, sie wusste selbst nicht warum, bei dieser Nachricht errötete, so war es doch nicht die Röte des Verdrusses. Bei ernsterer Überlegung freute sie sich, dass der Jugendfreund, der Mann, dem sie ihre volle Achtung schenkte, auch künftig in ihrer Nähe verweilen würde. So kam die Zeit der Abreise heran und ihr folgte der Einzug in das Jagdschloss. In acht Tagen war Helene in dem kleinen Paradies heimisch, sie fühlte sich glücklich und nur mitunter seufzte sie, wenn sie von ihrem Fenster aus zu der Heerstraße blickte, die zur Residenz führte. Warum? Das wusste sie nicht, aber es befremdete sie, dass sich der Herzog bisher noch nicht hatte sehen lassen.

Eines Tages aber fiel nicht fern vom Schloss ein Schuss und ein prächtiger Jagdhund englischer Rasse drang, Kopf und Rute hoch tragend, durch das Gebüsch. Ein schöner schlankgewachsener Mann von edler Haltung, mit einem sanften ausdrucksvollen Gesicht, folgte unmittelbar, die Flinte auf dem Rücken. Helene empfand ein leises Beben. Von einer heimlichen Ahnung ergriffen, wollte sie das Plateau, auf dem sie stand, verlassen und in das Innere des Schösschens zurückkehren, aber ihr Fuß war wie festgebannt, ihr Herz klopfte gewaltig, und wenn sie an das wohlgetroffene Portrait dachte, welches ihre Tante besaß und den Jäger damit verglich, so blieb ihr kein Zweifel mehr.

Er ist es!, dachte sie und im nächsten Augenblick stand der Fremde schon vor ihr.

»Durchlaucht! ...«, stammelte das junge Mädchen tief errötend und sich gleichzeitig ehrerbietig verneigend.

»Sie haben es erraten«, sagte dieser mit einem freundlichen Lächeln, wobei die Hoheit nicht im Ton eines großen Herrn, sondern mit der Artigkeit eines galanten Kavaliers den Hut lüftete. »Doch vergessen Sie nicht, dass ich hier *inkognito* erscheine und ich daher nur als Privatmann aufgenommen zu werden wünsche.«

»Befehlen Durchlaucht eine Erfrischung?«, fragte Helene mit einer zweiten Verbeugung.

»Nun, ist es denn nicht schon Genuss genug, in den Himmel Ihrer Augen zu blicken?«, gab der Herzog mit einem gewinnenden Lächeln zurück. »Doch wenn Sie mir einen Trunk reichen wollen ...«

»Befehlen Hoheit, dass im Salon serviert werde?«

»Zunächst«, sagte der Fürst, »wenn Sie wünschen, dass ich mich hier recht heimisch fühlen und ich wiederkommen soll, so bitte ich nochmals recht dringend, jedes Zeremoniell wegzulassen. Die Aussicht ist hier herrlich, die Luft erquickend, und es genügt also ein mit einer reinen Serviette bedeckter Tisch, ein Glas Wein und etwas kalte Küche, um mich zufriedenzustellen. Und wollen Sie, dass mir das Mahl recht munden soll, so gewähren Sie mir dabei das Vergnügen Ihrer Gesellschaft.«

Helene errötete abermals. »Euer Durchlaucht sind so huldvoll«, sagte sie, »wer sollte sich in Ihrer Nähe nicht glücklich fühlen.« Inzwischen war auch die Tante zum Vorschein gekommen. Schon von fern hatte sie geknickt und je näher sie kam, desto tiefer wurden diese Knickse.

»Siehe da, meine liebe Helmstädt«, sagte der Herzog mit einem huldvollen Kopfnicken. »Nur näher, ich erinnere mich Ihrer noch sehr gut, obgleich ich zurzeit, wo Sie im Dienst meiner nahen Verwandten, der Prinzess Sophie,

standen, noch fast ein Kind war.«

»Auf das sich aber schon damals aller Hoffnungen richteten«, entgegnete die alte Dame geschmeidig.

»Nun«, erwiderte der Herzog lachend, »ich sehe, Sie haben Ihr altes Amt noch nicht vergessen und wissen noch immer mit Schminke umzugehen.«

»Durchlaucht ...«

»Genug«, antwortete dieser, »ich habe mich heute aus dem Kreis meiner Höflinge geflüchtet, um einmal ganz Mensch zu sein. Lassen Sie mich dieses Glück in ungetrübter Reinheit genießen - mein Herz sehnt sich danach und es wird mir so selten zuteil.«

Ein Anflug sanfter Schwermut breitete sich über das Antlitz des Fürsten und sein Blick heiterte sich erst wieder auf, als derselbe auf der Gestalt Helenes haften blieb, die sich näherte, um den Tisch zu servieren. Der Herzog setzte sich und das junge Mädchen, bei dem sich nach und nach die erste Scheu verloren hatte, zeigte sich in dem Gespräch, welches der Fürst mit ihm anknüpfte, in seiner natürlichen Liebenswürdigkeit und Anmut. Die Antworten desselben gefielen diesem, die Wärme des Gefühls, welche es zeigte, ohne dabei über die Schranken der Bescheidenheit hinauszugehen, zogen ihn an. Man sah es an seiner geglätteten Stirn, an seinem klaren Auge, an der Lebhaftigkeit, mit welcher er die Unterhaltung fortsetzte. Zuletzt musste Helene am Flügel Platz nehmen und ihm mit ihrer klaren schönen Stimme ein Lied vortragen. Als sie geendet hatte, seufzte der junge Fürst leise. Als sei ihm die Zeit zu schnell verfliegen, warf er einen bedauernden Blick auf die scheidende Sonne, deren Strahlen sich soeben an den Wölbungen der Fenster brachen.

»Sie haben mir eine sehr glückliche Stunde bereitet«, sagte er. »Wenn sich für mich die *Grille* in ein *Sorgenfrei* verwandelt, so haben Sie dies Wunder bewirkt, Mademoiselle. Ich setze voraus, dass es Sie nicht genieren wird, wenn ich recht bald und recht oft wiederkomme«, fügte er bescheiden hinzu. Sein Gewehr ergreifend und den Hut lüftend, verschwand er, aus der Ferne nochmals freundlich grüßend, im Dunkel des Waldes.

»Wie gnädig!«, sagte die Tante. »Dein Glück ist gemacht, Helene, wenn du es zu benutzen verstehst.«

Diese antwortete nicht. Sie setzte sich nochmals an das Instrument und wiederholte die Arie, welche sie dem Fürsten hatte vortragen müssen, aber diesmal mit noch mehr Schwärmerei und Gefühl. Dann begab sie sich auf ihr Zimmer und ging noch eine Zeit lang in demselben sinnend auf und ab. Eine neue Welt breitete sich vor ihr aus, ein bisher unbekannter Ehrgeiz - ob der richtige? - bemächtigte sich ihrer. Sie trat vor den Spiegel, betrachtete ihr Bild und befriedigt wendete sie sich ab. Dann beschäftigte sie sich mit allerhand Möglichkeiten. Unter vielen bildeten die Erinnerungen an so manche morganatische Ehe, welche zwischen Fürsten und Jungfrauen bürgerlichen Standes geschlossen worden waren, nicht die am wenigsten lebhaftesten. Zuletzt schlief sie ein, mit Unruhe und Erregtheit kämpfend. Ob sie glücklich war, wusste sie sich in diesem Augenblick vielleicht selbst nicht zu sagen.

In Lobenheim, der kleinen Residenz eines kleinen Landes, blieben übrigens die Jagdpartien des Herzogs nicht unbenutzt und bald flüsterte man sich von Ohr zu Ohr von seinen häufigen Besuchen auf der *Grille*. Der Kabinettsrat freilich machte ein vergnügtes Gesicht und hob den Kopf noch

einmal so hoch wie früher, denn was er und sein Anhang gewollt hatten, war erreicht. Der Herzog kümmerte sich nur noch wenig um die Regierungsgeschäfte mit den Reformen, die man so tätig im Lande begonnen, hatte es ein Ende und dagegen war der Baron von Lövenzahn der gefeierte Mann, bei dem man antichambrierte, dessen Einfluss als entscheidend galt und den man schon als künftigen Minister bezeichnete. Auch die Herzogin Mutter zeigte sich anfänglich mit diesen Veränderungen zufrieden, denn der Hofmarschall, der Kammerherr und der Baron waren schlau genug, den Schein der Herrschaft an sie zu übertragen, während sie doch die eigentlichen Leiter, die Anordner und Ausführer des höchsten Willens blieben. Bald aber trübte sich der heitere Himmel, welcher sich bisher über den Häuptern des Triumvirats gewölbt hatte.

Die Herzogin nahm ihren Plan einer Familienverbindung mit einem benachbarten Fürstenhaus wieder auf. Eines Tages, als der junge Fürst, schwermütig wie gewöhnlich und in Gedanken verloren, in seinem Kabinett saß, überraschte sie ihn durch ihren Besuch.

»Das Wohl des Landes, mein Sohn«, begann die Herzogin, »führt mich hierher. Man erwartet von dir, dass du dir eine Gemahlin suchst und so die Wünsche deiner Untertanen erfüllen sollst. Die Prinzess Elise ist jung, schön und von anerkannter Herzensgüte.«

Finster faltete der Regierende bei diesen Worten die Stirn und lebhaft fiel er seiner Mutter ins Wort, sodass sie den Satzesatz ihrer Rede nicht vollenden konnte.

»Kein Drängen in dieser Angelegenheit, wenn ich bitten darf«, sagte er aufgeregt. »Die Last der Krone drückt schwer genug, soll ich auch noch darin dem Geringsten

meiner Untertanen nachstehen, dass ich der Freiheit meines Herzens entsagen muss?

»Aber, mein Sohn, die Stellung eines Fürsten ist eine ganz andere wie die eines Privatmannes. Weshalb solltest du übrigens nicht an der Seite einer lebenswürdigen Prinzessin das häusliche Glück finden, welches dir jetzt mangelt?«

»Was mir mangelt und nicht mangelt«, entgegnete der Herzog, das Haupt unwillig schüttelnd, »mag man mir zu entscheiden überlassen. Noch einmal, liebe Mutter, geben Sie diesen Plan auf, welcher meinen Neigungen nicht zusagt und von dem ich daher nicht weiter zu sprechen bitte.«

»Aber mein Sohn«, entgegnete die Herzogin, »diese fortwährende Hartnäckigkeit muss mich mit Recht befremden. Sollte die Ursache? ...Doch nein, eine flüchtige Neigung kann für die Erfüllung einer so ernsten Pflicht kein dauerndes Hindernis sein.«

Der Fürst erhob sich, und aus dem Sohn, welcher dem Drängen der Mutter bisher eine beharrliche Abwehr entgegengesetzt hatte, wurde der Regierende.

»Ich muss Euer Durchlaucht bitten«, sagte er streng, »nicht zu vergessen, dass ich das Haupt des Hauses bin. Um Ruhe zu haben, gab ich in manchen Stücken nach. Ich gestattete in vielen Sachen gewissen Leuten einen größeren Einfluss, als ich eigentlich gesollt hätte und auch Euer Durchlaucht haben dabei Ihren Anteil erhalten.« -

»Mein Sohn!«, rief die verwitwete Herzogin, einen Schritt zurücktretend. Ihre Stimme bebte dabei halb vor Zorn, halb im Bewusstsein des wohlverdienten Vorwurfs.

»Genug!«, fuhr der Herzog fort, »lassen Sie uns diese peinliche Unterredung beenden. Ihren Arm, teure Mutter,

gestatten Sie, dass ich Sie in Ihre Gemächer zurückgeleite.«

In der höchsten Aufregung, in ihrem Stolz, in ihren Muttergefühlen tief gekränkt, kam dieselbe dort an. Zum ersten Mal rauschte sie an dem Kammerherrn, welcher im Vorzimmer harrte, vorüber, ohne seine tiefe Verbeugung zu erwidern. Während der Herzog sich ein Pferd vorführen ließ und zum Schlosshof hinaussprengte, sank sie in einen Sessel und stützte gedankenvoll das Haupt in die Hand. So mochte sie etwa eine halbe Stunde gesessen haben, als die Kammerfrau leise eintrat und den Doktor Dahlburg meldete.

»Lass ihn eintreten«, sagte die Fürstin, »er ist der einzige ehrliche Mann am Hofe, er hat sich immer von Katalen und Ränken ferngehalten.«

Ruhig näherte sich der Arzt. »Wie befinden sich Euer Hoheit heute?«, fragte er bescheiden.

»Setzen Sie sich, Doktor«, sagte die Fürstin huldvoll auf einen Sessel deutend. »Ich bedarf augenblicklich des geistigen Trostes mehr als der leiblichen Pflege. Ich weiß, Sie sind ein Mann von Charakter und Ihre uneigennütige Anhänglichkeit an den Herzog ist mir bekannt. Wollen Sie mir mit Aufrichtigkeit eine Frage beantworten?«

Der Arzt verbeugte sich.

»Wie finden Sie den Zustand meines Sohnes?«

»Ein delikater Punkt, Durchlaucht. Doch Sie befehlen und ich werde sprechen.«

»Und zwar ganz offen, darum bitte ich.«

»Regierende Hoheit haben ein empfängliches Gemüt, ein gefühlsvolles Herz, einen hervortretenden Hang zur Sentimentalität, der übrigens allen edlen Menschen mehr oder weniger eigen ist.« »Gut, ich sehe, Sie halten mit der Wahr-

heit nicht zurück. Nun, so werden Sie auch meine weitere Frage erraten. Sie kennen die häufigen Besuche des Herzogs auf der *Grille* ...«

»Allerdings kenne ich sie.«

»Das Mädchen, die Helmstädt ... ihr Äußeres soll sehr einnehmend sein?«

»Unstreitig«, entgegnete der Doktor, und sein Auge senkte sich dabei unter dem Eindruck einer schmerzlichen Empfindung zu Boden.

»Nun, was halten Sie von dieser Liaison des Herzogs?«

»Hoheit«, erwiderte Dahlburg, »ich bin dabei mehr interessiert als Sie glauben, denn Helene war meine Jugendgepielin und ich liebte sie - ja, ich liebe sie sogar noch jetzt.«

»Oh mein Gott!«, rief die Herzogin, den Arzt ganz erstaunt anblickend.

»Aus dem Umstand, dass ich Helene noch meiner Liebe werthalte«, fuhr Dahlburg fort, »mögen Euer Hoheit ersehen, was ich von des Herzogs Verhältnis zu dieser weiß und denke. Gott sei Dank, es ist bisher nur ein reines und harmloses gewesen. Der Herzog ist zu edel, um seine Stellung zu missbrauchen. Sein gefühlvolles Herz hat einen Anhaltspunkt für den Austausch seiner Empfindungen gefunden. Die junge Helmstädt selbst, obgleich ehrgeizig, besitzt doch Sinn für Tugend. Aber freilich, die Welt denkt anders und sie wird nimmermehr ...«

»An die Reinheit eines solchen Verhältnisses glauben«, fiel die Herzogin ein.

»Gott gebe, dass es recht bald gelöst werde«, erwiderte der Arzt mit einem Seufzer, »dann wäre es wohl auch noch Zeit, zu vergeben und zu vergessen.«

»Diesen Besuchen auf der *Grille* muss unter allen Umstän-

den ein Ende gemacht werden, und müsste ich es selbst zu einem Bruch mit meinem Sohn kommen lassen«, rief die Herzogin.

»Gewaltsame Mittel dürften das Übel nur noch schlimmer machen«, entgegnete der Doktor.

»Erst vor einer Stunde hatte ich eine Unterredung mit dem Herzog. Die Prinzess Elise ... Sie wissen, wie sehr das Land seine standesmäßige Vermählung wünscht ... Er wurde hart gegen mich ... Er verschloss mir sein Ohr ... Er berief sich zuletzt auf seine Stellung als Regierender.«

»Und dennoch weiß ich, dass diese Unterredung ihren Eindruck nicht verfehlen wird«, sagte Dahlburg. »Ich sah Hoheit fortsprengen - in jedem Muskel, in jeder Bewegung drückte sich die Aufregung seines Gemüts aus. Vielleicht führt dies zu einer Krisis. Ich bitte Euer Durchlaucht daher, sich noch einige Tage ruhig zu verhalten.«

»Gut, ich werde es tun. Ich weiß, welches Vertrauen mein Sohn in Sie setzt, und wenn die Veränderung, die Sie vermuten, bei ihm wirklich eintritt, so wird er Sie sicher rufen lassen. Dann rechne ich auf Ihren Beistand. Sie werden sich um unser Haus und um das Land ein großes Verdienst erwerben.«

»Ich werde tun, was mir die Pflicht und die Anhänglichkeit zu dem Herzog eingibt«, sagte der Leibarzt sich erhebend. »Kämen selbst meine persönlichen Gefühle dabei nicht ins Spiel, so würde das Bestreben, einen edlen Fürsten auf den rechten Weg zurückzuführen und ein junges, im Grunde treffliches Mädchen zur Selbsterkenntnis zu bringen, schon ein lohnendes sein.«

»So gehen Sie«, sagte die Fürstin huldvoll lächelnd, »und widmen Sie sich mit Erfolg der schönen Aufgabe, Frieden

und Versöhnung zu stiften.«

Inzwischen war der Herzog über Stock und Stein fortgesprengt, im Kampf der mannigfachsten Gefühle. Die Leidenschaft tobte in seiner Brust, er hielt sich für verraten, er war erbittert, dass man ihm ein Glück zerstören wollte, welches er als alleiniges Eigentum seines Herzens betrachtete und das er daher ungeschmälert genießen wollte, da er damit niemand schadete oder wehe tat. Er beschloss endlich, allen weiteren Zumutungen eine eiserne Stirn entgegenzusetzen und in dieser Angelegenheit auch ferner seinen eigenen Weg zu gehen. Einige Mal lenkte er nach der *Grille* zu, aber dann bog er wieder querfeldein. Im sausen den Galopp ging es dann weiter fort, ohne ein eigentliches Ziel zu verfolgen. Als endlich die Ermüdung des Körpers sich geltend machte, wurde auch das Gemüt ruhiger. Ein ernstes Nachdenken trat an die Stelle der Erregtheit, und als der Abend hereinbrach, kehrte der Herzog, zwar in tiefes Sinnen versunken, jedoch äußerlich besänftigt, zur Residenz zurück. Aber noch lange, bis tief in die Nacht, schritt er in seinem Zimmer, in Betrachtungen verloren, auf und ab. Ermattet und angegriffen befahl er am anderen Morgen, seinen Leibarzt zu sich zu bescheiden.

»Ich bin angegriffen und fühle mich unbehaglich«, bemerkte der Fürst, als Dahlburg eintrat. »Ich glaube ein Fieber oder irgend so etwas ist im Anzug und Ihre Hilfe, lieber Doktor, wird wohl nötig sein.«

»Euer Durchlaucht fiebern allerdings etwas«, sagte dieser, den Puls ergreifend, »aber diesmal dürfte höchsteden Unwohlsein weniger physischen Einflüssen, sondern vielmehr geistigen Einwirkungen zuzuschreiben sein.«

»Woher vermuten Sie dies?«, fragte der Herzog ziemlich

betroffen.

»Nun, muss denn der Arzt nicht in vielen Fällen auch Psychologe sein? Euer Hoheit leiden, aber dieses Leiden sitzt nicht im Körper, sondern in der Seele.«

»Nun, weshalb sollte ich Ihnen die Wahrheit verhehlen. Ja, es ist so! Ich bedarf des Trostes, der Ermutigung. Werden Sie mir beides verweigern, wenn ich es von Ihnen erbitte?«

»Durchlaucht kennen meine aufrichtige Anhänglichkeit zu deren Person. Wenn höchstdieselben mich fragen, so werde ich antworten, wie es mir Pflicht und Wahrheit gebieten.«

»Sie wissen«, sagte der Fürst, »dass mich der Zufall ein junges Mädchen, Helene Helmstädt - eine Jugendfreundin von Ihnen, wenn ich nicht irre - kennenlernen ließ.«

»Ich weiß es«, entgegnete der Arzt, »nur zweifele ich, ob der bloße Zufall ...«

»Davon später«, bemerkte der Herzog, leicht errötend. »Allerdings, das Spiel gewisser Personen ist mir jetzt klar und ich weiß, dass ehrgeizige Menschen mein Vertrauen missbraucht haben. Doch hiervon, wie gesagt, ein anderes Mal. Jetzt geben Sie mir eine aufrichtige Antwort. Billigen Sie mein Verhältnis zu Helene?«

»Euer Hoheit verlangen Aufrichtigkeit, ich antworte also mit einem entschiedenen Nein!«

Der Herzog wechselte die Farbe. »Auch Sie! ...«, murmelte er, »der geprüfte Diener, der bewährte Freund!«

»Eben deshalb, Hoheit.«

»Indessen ich gebe Ihnen mein fürstliches Wort, dass das Verhältnis ein ganz reines ist«, sagte der Herzog, die Hand aufs Herz legend.

»Ich weiß es. Aber es wird im Laufe der Zeit immer so bleiben? Und wenn es anders würde, möchte dann die Reue nicht Euer Hoheit Herz ergreifen, oder würden daraus nicht die traurigsten Konflikte Höchstderen Familie und dem Land gegenüber entstehen?«

Der Herzog ging einige Male mit lebhaften Schritten nachdenkend im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor Dahlburg stehen, und sagte, indem er seinen forschenden Blick auf diesen heftete: »Sie glauben also, dass meine Pflicht mir gebietet, ein Opfer zu bringen?«

»Ich glaube es bestimmt, so schwer es auch Euer Hoheit fallen mag.«

Der Fürst drehte sich um und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Dann wendete er sich wieder zu dem Arzt und sagte: »Und für dieses Opfer, wo werde ich die Entschädigung finden?«

»In dem Bewusstsein treuer Pflichterfüllung, in der Liebe und Hochachtung des Landes«, entgegnete dieser unerschrocken.

»Sie sind ein redlicher Mann. Lesen Sie diese Depesche.« Der Herzog reichte unserem Bekannten ein offenes Schreiben, welches auf seinem Arbeitstisch lag.

»Eine Anzeige des Regierungspräsidenten von Wildbach, dass die Prinzess Elise morgen Vormittag im strengsten Inkognito die Landesgrenze passiert, und in Fischbach, wo die Pferde gewechselt werden, ein einfaches Dejeuner einzunehmen gedenkt«, sagte Dahlburg. »Nun, wollen Sie mich begleiten?«

»Euer Hoheit beabsichtigen die Prinzess zu empfangen?«

»Ich will sie sehen, ohne von ihr gesehen zu werden, daher natürlich die strengste Verschwiegenheit gegen jeder-

mann.«

Der Arzt lächelte. »Euer Durchlaucht befinden sich bereits auf dem Wege der Besserung«, sagte er einen dankbaren Blick auf den Gebieter werfend. »Um wie viel Uhr befehlen Sie?«

»Morgen früh um acht. Es ist ein Ausflug, um das neuentdeckte Kohlenlager zu besichtigen, vergessen Sie dies nicht.«

»Ich habe wohlverstanden. Befehlen Durchlaucht sonst noch etwas?«

»Für heute nicht. Gehen Sie - ich bedarf der Ruhe und der Einsamkeit, wie Sie ja am besten wissen.«

Am anderen Tag wurde die geheimnisvolle Reise angetreten. Hinter einem Fenster verborgen, welches sorgfältig mit einer Gardine bedeckt war, lauschte der Fürst der Ankunft der hohen Reisenden, nachdem er dem Posthalter vorher bei seiner Ungnade das tiefste Stillschweigen geboten hatte. Die Prinzess war eine frische jugendliche Gestalt, mit einem sanften Blick mit einer zum Herzen sprechenden Stimme, voll Huld und Güte gegen ihre Umgebung.

Als der Herzog mit seinem Leibarzt wieder zu Lobenheim angekommen war, drückte er diesem beim Aussteigen die Hand und sagte: »Ich werde den Dienst nie vergessen, den Sie mir geleistet haben, doch auch der armen Hele- ne werde ich gedenken, denn sie hat mir durch ihre Gesellschaft manche frohe Stunde bereitet. Obgleich dieselben sehr harmloser Natur waren, so weiß ich doch, dass sie dadurch dem stets lieblosen und herzlosen Urteil der Welt verfallen ist, was mich indessen nicht verhindern wird, ihr zu jeder Zeit meine Achtung zuzuwenden, denn niemals hat sie sich mir gegenüber etwas vergeben.«

Als der Kabinettsrat am anderen Tag in das Zimmer des Fürsten trat, empfing ihn dieser mit einem kalten Kopfnicken. Der glatte Höfling fuhr innerlich zusammen, denn eine geheime Stimme sagte ihm, dass nicht alles ganz richtig sei, aber er ließ sich nichts anmerken und wie gewöhnlich hielt er seinen Vortrag. Als derselbe beendet war, trat der Herzog in ernster Haltung auf ihn zu und richtete seinen durchdringenden Blick streng auf ihn.

»Mein Herr«, begann er - und der Baron zuckte zusammen, denn sonst war er nur gewohnt, sich mit »mein lieber Lövenzahn« angeredet zu sehen, - »mein Herr, Sie haben vielfach mein Vertrauen getäuscht und eine billige Strafe wäre es für Sie, wenn ich Sie ein Jahr auf die Festung schickte.«

»Durchlaucht! ...«, stammelte der Baron.

»Still!«, sagte der Fürst gebieterisch, »hören Sie nun, was ich beschlossen habe. Ihre Stellung in meiner Nähe ist natürlich unhaltbar geworden, aber ich will Gnade für Recht ergehen lassen. Sie wollten den Richelieu im Kleinen spielen, aber ich versichere Ihnen, auch ohne Ihr Zutun soll mein Volk glücklich werden! Ich ernenne Sie zu meinem Gesandten am benachbarten Hofe und ich hoffe, diese Lehre wird Ihnen für die Zukunft von Nutzen sein. Hier«, fuhr der Herzog, ein Papier hervorziehend fort, »hier erteile ich Ihnen meine letzten Aufträge: Der Hofmarschall ist mit Pension in Gnaden entlassen und kann sich zur Ruhe setzen, den Kammerherrn ernenne ich zum Intendanten des von mir im vorigen Jahre neu eingerichteten Badeortes Franzensborn, und somit Gott befohlen, und was geschehen ist, sei vergessen.«

Der Herzog winkte und der seitherige Kabinettsrat zog

sich unter einer tiefen Verbeugung zurück. Sein Herz pochte gewaltig, aber er erkannte doch die Gnade und Milde seines Herrn und er nahm sich vor, in dessen Dienst künftig das wieder gutzumachen, was er, von Ehrsucht getrieben, darin verdorben hatte. Einige Tage danach langte zwar nicht der Fürst, wohl aber der Doktor Dahlburg auf der *Grille* an. Helene erlebte, aber der Arzt trat ihr unbefangen, ja herzlich entgegen.

»Der Herzog wird sich binnen kurzem vermählen«, sagte er, »und in seinem Auftrag komme ich, Ihnen dies zu melden.«

Das junge Mädchen wankte, unwillkürlich fasste es nach dem Herzen, als wolle es einen gewaltigen Schmerz be-
meistern.

»Helene«, fuhr Dahlburg, diese teilnehmend nach einem Sessel führend, fort. »Es setzt mich einigermaßen in Verlegenheit, dass gerade ich dazu auserwählt ward, sie aus dem Traum, in dem Sie bisher lebten, zu erwecken. Aber sicher wird Ihnen dies Erwachen zum Heil und Segen gereichen. Der Herzog ist ein edler Mann und seine Achtung bleibt Ihnen, und Gott sei Dank, auch die meine ist Ihnen nicht verloren gegangen! Wollen Sie, dass ich Ihr Freund bleibe, so schlagen Sie ein - in Grünau schieden sich einst unsere Wege, vielleicht finden sie sich hier wieder zusammen.«

Der Doktor streckte Helene unter einem aufmunternden Lächeln seine Hand entgegen, und diese ergriff dieselbe, während ihre Tränen reichlich flossen.

»Gott ist mein Zeuge«, sagte sie bewegt, »dass ich einer solchen Freundschaft noch würdig bin. Habe ich gefehlt, nun, so war es wenigstens eine Verirrung, die keine Reue

zurücklässt. Es war das Begegnen mit einem edlen Manne, ein Verhältnis, bei welchem ich vielleicht eben nur deshalb den Schein gegen mich hatte, weil der, welcher mich mit seinem Vertrauen beehrte, ein Fürst war.«

Der Doktor kam übrigens jetzt die Woche mehrere Mal nach der *Grille* und später kam er täglich. Als ein Jahr um war, wurde er mit Helene in der Schlosskapelle getraut. Sie blieb ihm eine zärtliche, ergebene Gattin, er blieb der treue Diener und Freund seines dankbaren Herrn.

Was den Kandidaten Florentin anbelangt, so erhielt derselbe durch die Vermittlung des Kämmerers Güldenstern eine reiche Pfründe und führte auch bald darauf die dicke Flora als Gattin heim. Auffallend genug kultivierte er aber keineswegs seinen Geschmack für die Dorfidylle, für welche er einst so sehr geschwärmt hatte. Der Sitz unter dem großen Lindenbaum vor der Pfarrwohnung, ungeachtet auf demselben der Storch bedeutungsvoll klapperte, blieb leer, dagegen konnte man unseren Florentin oft am Fenster stehen sehen, wie er, in stummes Sinnen vertieft, auf den Scheiben trommelte. Die Gläubigen seiner Gemeinde behaupteten zwar, er studiere auf diese Weise die Predigten ein, welche er am Sonntag zu halten hatte, dagegen meinten aber auch andere wieder, sie hätten ihn, wenn er so am Fenster stand, häufig ganz deutlich die Worte Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist vor sich hinsummen gehört. So viel steht fest, dass die junge Frau Prediger das Regiment unumschränkt im Hause führte und dass Florentin es nicht für angemessen fand, durch unzeitige Opposition den häuslichen Frieden zu stören.

So weit reichen die Mitteilungen aus dem Tagebuch des Doktor Schwalbe. Was diesen selbst anbelangt, so war er ei-

nes Morgens sehr erstaunt, in dem kleinen Salon, in welchem er stets den Kaffee einzunehmen pflegte, seinen Freund Schwefelkorn bereits ganz gemütlich beim Frühstück zu finden.

»Wie, Baron, schon zurück?«, rief er, indem er demselben überrascht seine Hand entgegenstreckte.

»Wie Sie sehen«, antwortete dieser, »freut mich, Sie wohl zu treffen.« »Wann langten Sie an?«

»Diesen Morgen vor dem ersten Hahnenschrei, natürlich«, fügte er mit einem bedeutsamen Lächeln hinzu, »als ehrbarer Reisender, mit der Eisenbahn.«

Leider war der Doktor bereits so sehr aus dem christlichen Leim gegangen, dass ihn diese Bemerkung nicht im Geringsten störte. Er nickte sogar sehr vertraulich und fragte: »Sind die Festlichkeiten gut abgelaufen?«

»Zur völligen Zufriedenheit. Aber mir tun noch alle Glieder von den gehabt Anstrengungen weh. Prinz Luzifer trat mir bei der Quadrille à la Cour auf mein linkes Hühnerauge und ich durfte doch keine Miene verziehen, sondern musste mich noch für diese gnädige Berücksichtigung meiner Person unter einer tiefen Verbeugung mit lächelndem Gesicht bedanken.«

»Na«, meinte Schwalbe, »wo so ein Pferdefuß hintritt, da wächst freilich kein Gras.«

Schwefelkorn rieb sich behaglich die Hände. »Ich bin ordentlich froh, dass ich wieder hier bin. Es ist merkwürdig, was man sich unter euch Menschen leicht heimisch fühlt.«

»Oh, es lebt sich hier auch gar nicht so übel«, bemerkte unser Philosoph. »Jeder heuchelt auf Erden nach seiner Weise, und Tugend - na, die Schminke kennt man schon, dadurch muss man sich nicht irremachen lassen! So sehr

man Sie auch zu verabscheuen scheint, mein lieber Baron, so glaube ich doch, dass Sie im Stillen viele Freunde haben.«

Der Teufel grinste. »Wenn ich Ihnen mein Notizbuch zeigen wollte, so würden Sie erstaunen, was für Namen darin stehen. Aber ich bin nicht indiskret und somit wollen wir davon schweigen.«

»Na, ich schätze Ihr Zartgefühl. Aufrichtig gesagt, es wäre mir selbst nicht lieb, wenn die Welt einst erführe, wie nahe ich Ihnen gestanden habe.«

»Ha, ha«, erwiderte der Baron lachend, »die Heuchelei spielt bei euch Menschen doch die Hauptrolle!«

»Es hält schwer, sich von gewissen Vorurteilen loszureißen. Unsere Erziehung bringt das einmal so mit sich.«

»Ja, ja, die Erziehung! Aber mir ist's schon recht, ich halte dabei die beste Ernte.«

»Sagen Sie mir doch, lieber Baron«, fuhr der Doktor, auf ein anderes Thema übergehend, fort. »Da habe ich während Ihrer Abwesenheit über verschiedene Gegenstände nachgedacht, und es sind mir dabei manche Zweifel aufgestiegen, die ich von Ihnen gelöst wünschte. Sagen Sie mir also, wen halten Sie denn eigentlich für besser, uns Männer oder die Frauen?«

»Nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, wird sich dies wohl so ziemlich gleich bleiben«, lautete die Antwort. »Im Allgemeinen dürfte die menschliche Natur wohl überall dieselbe sein.«

»Ja, sehen Sie, es wird doch aber so viel von bösen, zank-süchtigen, keifenden Frauen gesprochen. Der Name Xanthippe scheint eigens für dieselben erfunden worden zu sein, so dass man in der Tat glauben sollte, aller Unfrieden

in der Ehe rühre von den lieben Evatöchtern her, und wir Männer, die wir uns das stärkere Geschlecht nennen, wären dabei so unschuldig wie ein neugeborenes Kind und trügen das uns auferlegte Kreuz mit einer Sanftmut und Geduld, welche die höchste Bewunderung verdient.«

Schwefelkorn lachte. »Man muss sich dabei nur auf den unparteiischen Standpunkt stellen«, sagte er, »und dann erscheint einem die Sache wohl in einem etwas anderem Licht. Allerdings kann man nicht in Abrede stellen, dass es manche böse Frau gibt. Aber ebenso wahr bleibt es, dass die Zahl der Männer, welche rücksichtslos, herrschsüchtig, roh und selbstsüchtig gegen diejenige verfahren, die sie sich zu ihrer Lebensgefährtin erwählt haben, eine noch weit größere ist. Wenn die Wahrheit hierbei nicht immer, wie es sein müsste, an den Tag kommt, so liegt dies hauptsächlich daran, weil die Männer, als die Stärkeren, in ihrer eigenen Sache Richter sind und weil deren Egoismus es nicht gestattet, dem schwächeren und leidenden Teil gegenüber die Mitschuld einzugestehen.«

»Ja, sehen Sie, auf diesem Gebiet möchte ich wohl gern praktische Studien machen, ein solches Kapitel würde in meinem ›psychologischen Werk‹ von großem Interesse für die Leser sein.«

»Nun, Ihr Wunsch soll erfüllt werden«, versprach Schwefelkorn lächelnd. »Ich kenne hier einen alten Rentier, namens Barnabas Bärbeiß, ein Prachtexemplar dieser Art, welchen Sie trefflich als Skizze werden benutzen können. Gibt es böse, unverträgliche Frauen, so bildet Herr Bärbeiß die Kehrseite der Medaille, denn er besitzt eine sanfte verträgliche Frau, eine lebenswürdige Tochter und eine mit ihm fast im gleichen Alter stehende Schwester, von der ihm

vielfache Beweise der Opferbereitschaft gegeben worden sind und welche offenbar bisher nur aus Liebe und Teilnahme für die Schwägerin und die Nichte die unerträgliche Grobheit und Tyrannei ihres Bruders ertrug, der nun einmal keine Ruhe zu halten vermag, obgleich es völlig in seiner Hand liegt, das gemächlichste und friedlichste Leben zu führen.«

»Sie wollen mich also mit demselben bekanntmachen?«

»Ich kenne ein Kaffeehaus, wo er jeden Nachmittag hinget. Oberflächlich bin ich mit ihm schon früher unter dem Namen Reichel bekanntgeworden, natürlich auch als Rentier, denn Herr Bärbeiß ist ein Mann, der auf Stand und Würden hält. Es wird uns daher nicht schwerfallen, die bereits geknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen, und da ihm jetzt eben eine Krisis bevorsteht ...«

»Wie, eine Krisis?«

»Das Schicksal ist nämlich im Begriff, den alten Sünder beim Schopfe zu nehmen und ihn für die an seiner Familie begangenen Missetaten ganz gehörig zusammenzurütteln. Vielleicht führt dies zu seiner Besserung, jedenfalls steht uns aber eine ganz ergötzliche Unterhaltung bevor.«

»Wie so? Erklären Sie mir dies näher, wenn ich bitten darf.«

»Nun, Bärbeiß besitzt eine ganz hübsche Villa vor dem Tor. Der eine Flügel derselben ist augenblicklich zu vermieten, und er wird es sehr gern sehen, wenn wir davon Gebrauch machen.«

»Köstlich!«, rief Schwalbe, »so befinden wir uns dann also ganz in der Nähe, wenn die Krise eintritt.«

»Wir können dabei in aller Ruhe die Zuschauer abgeben. An interessanten Szenen wird es nicht fehlen.«

»Allerliebste. Das gibt doch wieder etwas Abwechslung.«
Schwalbe, welcher immer mehr teuflische Manieren annahm, rieb sich schadenfroh die Hände.

Zehntes Kapitel

Ein gebesserter Haustyrann

Bald nach dem Diner begaben sich unsere beiden Bekannten auf den Weg zu dem Café. Ein dicker Herr, die Lippen trotzig aufgeworfen und jeden, der sich ihm näherte, mit sehr herausfordernden Blicken betrachtend, saß an einem der Tische und machte ein Gesicht, als ob er mit sich selbst im Streit sei.

»Da sitzt unser Mann«, flüsterte Schwefelkorn Schwalbe zu, »das ist Herr Barnabas Bärbeiß.«

»Der sieht aber auch wirklich aus, als ob er jeden Augenblick jemand anklaffen wollte.«

»Und doch ist er die Sanftmut und die Herzensgüte selbst, nach seiner Behauptung nämlich«, bemerkte der Baron. »Doch kommen Sie, Sie sollen sogleich seine persönliche Bekanntschaft machen.«

Indem traten beide an den Tisch. »Siehe da, Herr Bärbeiß!«, rief der verkappte Teufel, indem er eine entgegenkommende Verbeugung machte. »Ich schätze mich glücklich, Ihnen nach längerer Zeit wieder einmal zu begegnen.«

Dieser blickte anfänglich ziemlich knurrig auf, die Stimme und das Gesicht mussten ihm aber doch bekannt vorkommen, denn er nahm plötzlich eine sehr höfliche Hal-

tung an und sagte, nun auch den Gruß in gleicher Weise erwidern: »In der Tat, ich erinnere mich, aber mein Gedächtnis ... ich habe so viel zu denken ... Darf ich nochmals um Ihren wertvollen Namen bitten?«

»Reichel - wir trafen ja schon früher öfter miteinander hier zusammen.« »Richtig. Herr Reichel aus München? Rentier wie ich, wenn ich nicht irre?« Bärbeiß warf dabei wohlgefällig den Kopf in den Nacken.

»Allerdings. Erlauben Sie, dass ich Ihnen hier meinen Gesellschaftler vorstelle. «Herr Fixer, Börsenmakler.«

Dies war hinreichend, um Bärbeiß zu einer zweiten tiefen Verbeugung zu veranlassen. Der gewaltige Respekt, welchen er für alles hegte, was mit der Börse zusammenhing, machte ihn stets gegen seinen Willen höflich.

»Wollen die Herren nicht hier bei mir Platz nehmen?«, fragte er zuvorkommend.

»Nun, wie geht es, mein wertgeschätzter Herr?«, fragte Schwefelkorn, nachdem er mit Schwalbe der Einladung Folge geleistet hatte.

Bärbeiß seufzte und verdrehte die Augen. »Es würde schon gehen, wenn die Welt nur besser wäre. Ich bin eine friedfertige Natur, ich möchte gern jedem mit Liebe entgegenreten, ich hasse allen Streit, aber die Menschen sind leider jetzt ganz anders wie früher - Rücksichtslosigkeit - ungeniertes Auftreten.«

Der alte Rentier machte plötzlich eine Bewegung, als ob er nach einer Fliege greifen wollte, und legte sehr bestimmt seinen Arm auf eine Zeitung, wobei er einen Herrn ingrimmig anblickte, welcher eben im Begriff gewesen war, sich derselben zu bemächtigen.

»Sie müssen doch bemerkt haben«, rief er im Ton grober

Rücksichtslosigkeit, »dass ich in dem Blatt lese.«

»Durchaus nicht«, entgegnete der Fremde, »im Gegenteil, ich habe schon seit einer Viertelstunde die Beobachtung gemacht, dass dasselbe ganz unbeachtet neben Ihnen liegt. Wenn ich nicht irre, waren Ihnen sogar die Augen zugefallen.«

»Was gehen Ihnen meine Augen an? Haben Sie etwa ein Recht auf meine Augen?«

Der andere zuckte mitleidig mit den Achseln. »Keineswegs, Sie scheinen mir übrigens ein sehr sonderbarer Kauz zu sein.«

»Da sehen Sie, wie herausfordernd man behandelt wird«, bemerkte Bärbeiß, als sein Gegner ihm den Rücken zugewendet hatte. »Höflichkeit wird immer seltener in der Welt, aber man kann sich doch nicht alles gefallen lassen.«

»Natürlich«, sagte Schwefelkorn, den Doktor heimlich anstoßend, »im Stillen habe ich Ihre Ruhe und Ihren Gleichmut bewundert.«

»Ich bin ein Mann des Friedens, ich möchte alles gern in Güte abmachen. Nun, werden Sie sich längere Zeit hier aufhalten?«

»Jedenfalls mehrere Monate. Wir suchen eine passende Wohnung.«

Bärbeiß machte wieder ein sehr entgegenkommendes Gesicht. »Damit könnte ich vielleicht dienen, in meiner Villa sind eben vier Piecen leer.« »Oh, das trifft sich ja herrlich, so ein halbländlicher Aufenthalt wäre uns eben recht.«

»Wenn es Ihnen nur nicht zu einsam sein wird. Ich führe ein sehr stilles behagliches Familienleben, ganz wie es meiner Seelenstimmung entspricht. Selbst ein lautes Wort würde in meinem Haus nie gehört werden, wenn die Natur

mich nicht mit einem etwas starken Organ begabt hätte.«

Indem kam der Kellner und wollte die leere Tasse des Rentiers wegnehmen.

»Lassen Sie stehen«, schrie dieser. »Sie sehen ja, dass ich noch nicht ausgetrunken habe!«

»Entschuldigen Sie, ich meinte ...«

»Sie haben nichts zu meinen!«

»Ich glaubte ...«

»Gehen Sie!« Bärbeiß winkte sehr energisch. »Sie können sich gar nicht vorstellen, was man sich mit den Leuten herumärgern muss«, sagte er, sich zu seinen Tischgenossen zuwendend. »Ich habe wirklich eine Lammnatur, ich bewundere häufig selbst meine Geduld, aber der Mensch - nun, Sie werden mit mir die Bemerkung gemacht haben, dass er inwendig räsonierte.«

»Ich habe es ganz deutlich gehört«, bestätigte der Baron, »er knurrte ja fortwährend innerlich.«

»Ja, es ist entsetzlich. Und doch geht nichts über ein sanftes und friedfertiges Gemüt. Nun, wie gesagt, wenn Sie die Wohnung mieten wollen?«

Hier zog Bärbeiß plötzlich seine Beine, die er lang ausgestreckt hatte, zurück und blickte einen Herrn, der eben an ihm vorüber wollte, grimmig an.

»Nehmen Sie sich in acht. Gebrauchen Sie Ihre Augen, Sie finden es wohl noch gar nicht einmal für nötig, sich für Ihre Ungeschicklichkeit zu entschuldigen?«

Dieses Mal war aber der Rentier an den Unrechten gekommen, der Fremde blieb stehen und betrachtete ihn von oben bis unten mit einem halb mitleidigen, halb drohenden Blick.

»Sie sind als ein Grobian bekannt«, sagte er ruhig, »wenn

Sie aber durchaus meine nähere Bekanntschaft machen wollen ...« Er hob sehr bezeichnend die Hand in die Höhe.

Diesmal war Herr Barnabas Bärbeiß mäuschenstill, er zog die Hörner ein und begnügte sich, im Geheimen eine Faust in der Tasche zu machen.

»Da sehen Sie, wie leicht auch der Unschuldigste zu einem Duell kommen kann«, sagte er zu seinen Gesellschaftern. »Aber ich bin entschieden gegen das Duell, es widerspricht durchaus meinem friedfertigen Charakter. Nicht etwa, dass ich mich fürchte, oh nein, ich kann so gut wie jeder andere in den Lauf einer Pistole sehen, nur muss ich die Gewissheit haben, dass sie nicht geladen ist.«

»Sehr richtig«, bemerkte Schwefelkorn, »Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Nun, Sie wollen schon gehen?«

»Ja, meine Herren.« Der Rentier schielte sehr misstrauisch zu dem Fremden, der ihm die »nähere Bekanntschaft« angeboten hatte. »Die Meinen erwarten mich, es geht nichts über ein glückliches, harmonisches Familienleben.«

Mit diesen Worten empfahl sich Herr Bärbeiß, während Schwefelkorn und Schwalbe hinter ihm her lachten.

»Nun, wie finden Sie dieses Exemplar?«, fragte der Erste.

»Ein Löwe in einer Eselshaut«, sagte der Doktor.

»Und dennoch spielt er zu Hause den Tyrannen, das heißt, er quält arme Frauen, die keine anderen Waffen als Tränen haben. Nun, ich denke, seine Rolle wird bald ausgespielt sein und vielleicht bessert er sich dann.«

»Das ist also das Stück, bei dem wir die Zuschauer abgeben sollen?«

»Allerdings. Inzwischen will ich Ihnen zur Charakteristik unseres neuen Bekannten noch einiges mitteilen.«

Während die beiden Herren nun auch aufbrachen und langsam in ihr Hotel zurückkehrten, begann der Baron.

»Es unterliegt leider keinem Zweifel, dass Bärbeiß als ein Muster der unerträglichsten Grobheit und Tyrannei in seinem Haus gelten kann. Er ist rücksichtslos, herrschsüchtig und abstoßend gegen die seinen. Da er bei dem nachgiebigen und schüchternen Charakter seiner Frau und Tochter nie Widerstand findet, so haben sich hierdurch die bösen Eigenschaften seiner Natur in einem solchen Grade ausgebildet, dass er gegenwärtig in der vollen Glorie eines polternden, ewig lärmenden und zankenden Haustyrannen prangt. Nur gegen seine Schwester zeigt er noch einige Furcht, aber nicht etwa aus Gefühlsgründen, sondern weil dieselbe ihm bereits mehrere Male über sehr bedenkliche Schwierigkeiten hinweggeholfen hat. Obgleich Bärbeiß äußerlich sehr gut situiert scheint, so ist doch in seinen Vermögensverhältnissen nicht alles so, wie es sein sollte, denn er spekuliert stark an der Börse. Sein Freund Goldfisch, welchen Sie später noch kennenlernen werden, weiß eigentlich nur allein, wie es mit ihm steht. Übrigens besitzt Bärbeiß bei all seiner Unverträglichkeit und Grobheit auch noch die löbliche Eigenschaft, dass er sich stets für den leidenden Teil ausgibt, dass er behauptet, er sei der friedfertigste Mensch von der Welt und seine Angehörigen verständen es nur nicht auf seine humanen Gedanken einzugehen und den Saiten seines Herzens jene zarten Töne zu entlocken, welche man als die Widerklänge seiner ursprünglich poetischen Natur betrachten könne. Herr Bärbeiß ist übrigens, wie Sie bemerkt haben werden, keineswegs ein Bild der Schönheit, denn er hat eine aufgestülpte Nase und einen dicken hängenden Leib. Dennoch zeigt er

sich von seinem Äußeren sehr eingenommen und hält namentlich auf seine Nase als ein Prachtexemplar große Stücke. Um dieselbe in ihrer ganzen Originalität der Nachwelt zu überliefern, ließ er sich vor einiger Zeit in Öl malen, verweigerte aber dem Künstler nachträglich das ausbedungene Honorar, weil er behauptete, die Nase im Bild habe nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit der seinen. Es fehle ihr der geniale Aufschwung und sie steige durchaus nicht naturgemäß in einem Winkel von fünfundvierzig Grad empor. Schließlich kam es hierüber zum Prozess. Erst als die Sachverständigen erklärten, sie hätten nie eine schöner aufgestülpte Nase gesehen und der Maler habe in seiner Kopie noch das Urbild übertroffen, erklärte sich Bärbeiß zufrieden und zahlte nunmehr das beanstandete Honorar.«

Dies waren die Mitteilungen, welche der Doktor von seinem Begleiter empfing. Indem wir nun dem Leser noch bemerken, dass Schwefelkorn und Schwalbe bald mit Bärbeiß über den Preis der Wohnung einig geworden waren und diese schon am nächsten Tag bezogen hatten, überlassen wir es denselben, die stillen Beobachter bei dem Familien-drama zu spielen, welches sich vor ihren Augen entwickelte, und gehen nun zu dem Stück selbst über, indem wir den Haupthelden desselben gleich im ersten Akt in seiner Bra-vourrolle verführen.

Es war gerade ein Tag, wo sich derselbe in einer besonders reizbaren Stimmung befand. Er hatte auf das Steigen der Papiere spekuliert und diese waren infolge plötzlich eingetretener Verwicklungen in der orientalischen Frage erheblich gefallen, sodass ihm also die eben nicht erfreuliche Aussicht bevorstand, bei der nächsten Abrechnung eine bedeutende Verlustsumme zu zahlen. Mit grimmigen Blicken

war er bereits eine Stunde in seinem Zimmer auf und ab gerannt und hatte vergebens nach einem Gegenstand umhergespäht, an dem er imstande gewesen wäre, seine Wut auszulassen. Selbst der alte schmutzige, zottige Spitz, welcher sonst bei derartigen Gelegenheiten zunächst dazu ausersehen war, durch verschiedene Fußtritte die üble Laune seines Herrn zu empfinden, hatte sich im Vorgefühl des aufsteigenden Gewitters in einem unbewachten Augenblick unbemerkt zur Tür hinausgeschlichen. Die Fliegen, welche sonst die klassische Nase des Herrn Bärbeiß zu benutzen pflegten, um auf derselben eine gemütliche Siesta zu halten, taten ihm diesmal nicht den Gefallen, in seine Nähe zu kommen, so gern er auch Streit mit ihnen angefangen hätte. Ja sich selbst konnte unser Held nicht einmal in die Haare geraten, denn sein Schädel war schon seit geraumer Zeit kahl und die sorgfältig frisierte Perücke zu zerstören, erlaubte seine Eitelkeit nicht.

Dennoch musste Barnabas Bärbeiß um jeden Preis einen Blitzableiter für seine üble Laune haben und nichts war bequemer und gefahrloser, als wenn er hierzu seine Frau und Tochter auserwählte. Bei solchen Gelegenheiten wurde bei dem Isegrim in der Regel der Gedanke sofort zur Tat und so trat er denn auch diesmal rasch an den Klingelzug und setzte denselben mit Ungestüm in Bewegung.

Auf dieses Zeichen, welches den Bewohnern des Hauses ebenso schauerlich klang, wie einst den Venezianern das Läuten der Marangona, die jedes Mal die von dem Inquisitionstribunal angeordneten Hinrichtungen verkündete, eilte Friedrich, welcher in seiner Person die drei wichtigen Posten eines Hausknechts, eines Kutschers und Bediensteten vereinigte, herbei und stellte sich erwartungsvoll vor

seinen Gebieter.

»Die Frauzimmer sollen kommen«, rief dieser und setzte, ein grimmiges Gesicht schneidend, seine Promenade im Zimmer fort.

Friedrich, welcher schon längst wusste, dass mit dieser zarten Benennung der weibliche Teil der Familie gemeint sei und der außerdem, Dank sei es seinen tüchtigen Fäusten und seinen breiten Schultern, der Einzige war, welcher Herrn Bärbeiß gegenüber keine Furcht kannte, antwortete unerschrocken: »Schön, ich werde es bestellen, da es aber hier nach Nummern geht, so muss ich doch wissen, welche Nummer ich rufen soll?«

»Nummer Eins und Nummer Zwei!«, schnaubte der Hausherr.

»Gut, also die Madame und das Fräulein. Wie ist es denn aber mit Nummer Drei?«

»Mit meiner Schwester?«, rief Bärbeiß, welchem in diesem Augenblick einfiel, dass er deren Hilfe vielleicht sehr bald nötig haben würde, »dass du dich nicht unterstehst, dieser ein Wörtchen zu sagen. Sie ist bei dieser Zusammenkunft ganz überflüssig.«

»Glaub's gern«, bemerkte unerschrocken das Faktotum, »denn sie ist ja die Einzige, vor welcher sie noch etwas Furcht haben.«

Bei dieser Bemerkung wurde Herr Barnabas Bärbeiß so rot wie ein Puter. Wild mit dem Fuß stampfend und auf die Tür zeigend, rief er zornig: »Willst du gleich machen, dass du hinauskommst, du unverschämter Schlingel!«

Friedrich, in dessen phlegmatischer Natur es indessen durchaus nicht lag, sich unnötig zu erhitzen und welcher seinen Zweck, Bärbeiß zu ärgern, erreicht sah, zog sich vor-

sichtig zurück, indem er im Abgehen murmelte: »Bemühen Sie sich meinetwegen durchaus nicht, ich kann schon den Weg ohne Sie finden.«

Inzwischen setzte unser Held seine Promenade im Zimmer unter grimmigen Gesichterschneiden fort.

»Sie sind schuld daran, dass ich falsch spekuliert habe«, murmelte er, »denn für sie plage ich mich, für sie opfere ich meine Ruhe, für sie setze ich meine Gesundheit zu, aber von nun an soll es anders werden. Sie sollen nicht mehr meine Nachsicht missbrauchen, sie sollen nicht mehr mit meiner Herzengüte spielen, sie sollen fühlen, dass ich allein Herr im Hause bin!«

Er hielt inne, denn die Tür hatte sich inzwischen leise geöffnet und Frau, Tochter und Schwester waren geräuschlos eingetreten. Als er die Letztere erblickte, schrak er zusammen. Man sah es ihm an, dass ihr Erscheinen ihm unangenehm war.

»Wer hat dich rufen lassen?«, fragte er diese in einem mürrischen, unhöflichen Ton.

»Nun«, erwiderte Barbara, sich entschlossen emporrichtend, »gehöre ich denn etwa nicht zur Familie?«

»Es war aber hier nur von Nummer eins und zwei die Rede. Nach dir habe ich nicht geschickt, du verdirbst mir jedes Mal die gute Laune.«

»Ach so«, bemerkte die alte Dame spöttisch, »du bist jetzt bei guter Laune? Ja, ja, ich konnte es mir wohl denken, denn ich habe dich diesen Morgen bereits durch das ganze Haus schreien und toben hören.«

»Bin ich etwa nicht mehr Herr in meinen vier Pfählen?«, brauste Bärbeiß auf. »Übrigens bitte ich dich nochmals zu schweigen, auch die Geduld des Sanftmütigsten kann man

erschöpfen - auch den Großmütigsten reizen.«

Barbara zuckte mitleidig mit den Achseln. »Oh, du Großmütiger«, rief sie, »der nur an sich denkt, du Sanftmütiger, der niemand weinen sehen kann, weil dein Gewissen dir sagt, dass du an diesen Tränen schuld bist!«

»Schweig«, brummte Barnabas, »oder ich vergesse ...«

»Du würdest vergessen, dass ich dir unentbehrlich bin«, antwortete die Schwester, »du würdest vergessen, dass du Geld brauchst, Herr Bruder - sehr viel Geld, und dass du deine Schwester deshalb schonen musst, weil du deren Börse nicht missen kannst. Übrigens weißt du, dass ich mich in deine Familienangelegenheiten nur selten einmische, aber hüte dich, dass du es mit Frau und Kind nicht zu arg treibst, sonst interveniere ich.«

Während die alte Dame forteilte, wendete sich der Haus tyrann ingrimmig an seine Frau und Tochter und schrie: »Auch daran habt Ihr schuld, dass ich mich mit meiner Schwester stets entzweie!«

»Aber, lieber Mann«, fiel Gertrud ein, »wie kannst du nur eine solche Anklage gegen uns aussprechen, da wir doch froh sind, wenn uns nur mitunter ein bisschen Sonnenschein zuteilwird.«

»Zu was braucht Ihr Sonnenschein?«, rief der Gebieter. »Der Sonnenschein ist nur für die Leute gut, welche nichts zu tun haben, und Ihr sollt arbeiten, fleißig sein, Euch um das Hauswesen kümmern ...«

»Ich komme ja eben aus der Küche, lieber Vater«, rief Clotilde schmeichelnd. »Ich wollte dich mit deinem Lieblingsgericht überraschen und nun verdirbst du mir diese Freude.«

Bärbeiß, welcher ein verwöhnter Feinschmecker war,

wurde durch diese Eröffnung milder gestimmt und im ver-
söhnlichen Ton fragte er: »Nun, worin besteht denn diese
Überraschung?«

»In einem schönen fetten Fasan mit französischer Sauce.«

Daraufhin klärte sich das Gesicht des Gestrengen voll-
ends auf, denn die Befriedigung seines Gaumens ging ihm
über das Wohl seiner Angehörigen. »Gut«, sagte er
schmunzelnd, »und damit Ihr seht, dass ich kein böses
Herz habe, lade ich Euch hiermit ein, an dem Mahl teilzu-
nehmen.«

»Der Tisch ist auch bereits gedeckt«, bemerkte Clotilde,
»ich will Friedrich nun sagen, dass er das Essen aufträgt.«

Sie eilte fort und eine Viertelstunde nachher nahm Bär-
beiß mit Frau und Kind an der Tafel Platz, auf welcher der
Fasan appetitlich dampfte.

»Bevor wir mit dem Essen beginnen«, sagte er, »habe ich
Euch noch eine Mitteilung zu machen.«

Mutter und Tochter sahen sich ängstlich an.

»Diese Mitteilung bezieht sich auf meinen Freund Gold-
fisch«, fuhr Bärbeiß fort. »Du wirst bemerkt haben, Clotil-
de, wie entgegenkommend er sich stets dir gegenüber ge-
zeigt hat.«

»Leider.«

»Leider?«, wiederholte der Gestrenge, und seine Stirn leg-
te sich in Falten.

»Er gefällt mir durchaus nicht«, fuhr Clotilde fort.

»Er soll dir aber gefallen!«, schrie Bärbeiß, mit dem Fuß
stampfend. »Goldfisch ist sehr reich, er hat heute bei mir
um dich angehalten und kurz und gut, du wirst seine
Frau.«

»Nimmermehr!«, rief die Tochter, »er ist der widerwär-

tigste Mensch, den ich kenne. Er spricht nur von Prioritätsaktien, Metallikes, Pfandbriefen und Wechselkursen!«

»Auch ich protestiere gegen eine solche Heirat«, sagte Gertrud entschlossen. »Ich werde meine Rechte als Mutter geltend machen.«

»Und ich werde dir einen Maulkorb anlegen lassen, wenn du nicht gleich schweigst«, schnaubte der Haustyrann.

»Aber lieber Mann ...«

»Still, Nummer eins!«

»Aber lieber Vater ...«

»Nicht gemuckst, Nummer zwei!«

»Wir protestieren aber entschieden!«, riefen die beiden Frauen.

»Wollt Ihr gehen?«, donnerte Bärbeiß und drängte Frau und Tochter zur Tür hinaus.

Als er sich wieder allein befand, setzte er sich an den Tisch, und den Fasan an sich ziehend, sagte er: »Ich bin der beste Mensch von der Welt, man muss mich nur zu behandeln wissen. Jetzt will ich aber auch den Fasan in Angriff nehmen. Oh wie schön ist es doch, im Kreise seiner Familie ein heiteres Mahl zu genießen! ... Ja so«, fuhr er sich verbessernd fort, »ich vergaß ... Nun, es ist nicht meine Schuld, dass sie sich entfernt haben. Ich fragte sie ja bloß, ob sie gehen wollten. Was kann ich dafür, dass sie in ihrem Trotz fortrannten.«

Bärbeiß hatte bei diesem Monolog einen Schenkel des Fasans auf seinen Teller gelegt und war eben im Begriff, den ersten Bissen in den Mund zu stecken, als sich plötzlich außerhalb des Zimmers ein kurzes, aber lebhaftes Trompetengeschmetter vernehmen ließ.

»Was ist das?«, rief er auffahrend und ließ ingrimmig

Messer und Gabel fallen. »Wer wagt es in meinem Haus, wo ich allein zu befehlen habe, einen solchen Höllenlärm zu machen?«

Er war aufgesprungen und stand im Begriff, hinauszueilen, als sich die Tür öffnete und ein junger hübscher Mann in Husarenuniform hereintrat.

»Gott zum Gruß, Alterchen«, rief der Soldat, »da komme ich wohl eben zur rechten Zeit? Nun, nehmen Sie's nicht übel, dass ich mich etwas laut angekündigt habe, aber ich habe heidenmäßigen Appetit und da blies ich das Signal zum Futtern.«

»Ich verstehe Sie nicht«, knurrte Bärbeiß, »ich weiß überhaupt nicht, was Sie so plötzlich hierher führt.«

»Na, die Sache ist ganz einfach, Alterchen. Ich heiße Fritz Waldhorn, bin Stabstrompeter im 10. Husaren-Regiment und habe ein auf Sie lautendes Quartierbillett erhalten.«

»Gehorsamer Diener«, murmelte Barnabas mit knurrender Stimme.

»Nun, ich sehe, ich bin von Ihnen bereits erwartet worden«, fuhr der Trompeter, einen Blick auf die Tafel werfend, fort. »Aber wie gesagt, ich besitze auch einen wahren Wolfshunger und darum - wie wäre es also, wenn wir die Klängen auslegten und eine Attacke dort auf den Burschen in der Schüssel machten?«

»Das kann ich Ihnen nicht zumuten«, antwortete Bärbeiß heuchlerisch, »das ist ein alter Kapaun, so zäh, dass Sie Gefahr liefen, sich daran die Zähne auszubeißen. Nein, Sie sollen besser bedient werden. Inzwischen ersuche ich Sie aber mir zu folgen, damit ich Sie meiner Familie vorstellen kann.«

Während der Stabstrompeter seinem Wirt ins Gesell-

schaftszimmer folgte, gab der Letztere Friedrich einen Wink, den Fasan beiseitezuschaffen. Sein Gesicht klärte sich erst wieder auf, als er bemerkte, dass der kostbare Braten wirklich in Sicherheit sei.

Inzwischen wusste sich der junge Husar, durch sein artiges, zuvorkommendes Benehmen und durch seine Bescheidenheit bald bei den Damen beliebt zu machen. Besonders bei Clotilde stieg er von Tag zu Tag immer mehr in Gunst, und wenn sie, wie dies häufig geschah, zwischen ihm und dem widerwärtigen Goldfisch eine Parallele zog, dann seufzte sie wohl leise und murmelte: »Oh, dürfte ich mein Herz nur entscheiden lassen, dann wüsste ich wohl, was ich täte, und die Wahl würde wir nicht schwerfallen.«

Herr Waldhorn zeigte sich aber auch nicht bloß von der galanten, sondern auch von der ritterlichen Seite. Indem er sich der unterdrückten Frauen offen annahm, geriet er zwar darüber mit Herrn Bärbeiß mehrere Mal in heftige Konflikte, gewahrte aber auch bald, dass er es eigentlich mit einem Hasenfuß zu tun hatte, welcher furchtsam die Hörner einzog, sobald ihm ein entschiedener Ernst gezeigt wurde.

Auch Herr Goldfisch war sehr misslaunig, als er bemerkte, welche Fortschritte der Husar bei Clotilde machte. Da er indessen wusste, dass er unter allen Umständen auf den Beistand von deren Vater rechnen konnte, und da es ihm bei seiner Eitelkeit und seinem Hochmut überdies ein Leichtes dünkte, den simplen Soldaten beiseitezuschieben, so beschloss er, bei der nächsten Gelegenheit durch ein entschiedenes Auftreten das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Eines Vormittags war die Familie gerade im Gesellschaftszimmer versammelt, als Friedrich den Besuch

des Börsenspekulanten ankündigte. Bärbeiß zuckte bei dieser Nachricht freudig zusammen, während Clotilde beklommen aufseufzte. Waldhorn aber warf ihr heimlich einen so ermutigenden Blick zu, dass sie dadurch ihre Fassung wiedergewann und sich nun auch ihrerseits vornahm, dem widerwärtigen Bewerber entschlossen entgegenzutreten.

Dieser tänzelte auch bald in aller Glorie des Selbstbewusstseins herein und verbeugte sich namentlich mit der Miene eines Siegers vor Clotilde.

»Ergebenster Diener, mein Fräulein«, rief er mit der ihm eigenen Dreistigkeit, nachdem er vorher einen Blick des Einverständnisses mit dem Herrn Papa ausgetauscht hatte. »Ergebenster Diener! Lege mich zu deren Füßen! Befinden sich wohl? Schön, freut mich! Hoffe, werden zusammen ein gutes Geschäft machen! Hä, hä, ein sehr rentables Geschäft, parole d'honneur!«

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, mein Herr«, bemerkte Clotilde kalt und abstoßend.

Goldfisch lächelte pfiffig. »Naivität! Unschuld! Ist heutzutage selten, besonders das Letztere! Ha, ha, exzellenter Witz! Freut mich! Halte mir die schönsten Pferde, werde mir auch eine schöne Frau halten - bin freigebig - auch nicht eifersüchtig - ha, ha, famos! Werden zusammen eine glückliche Ehe führen - freut mich!«

»Freuen Sie sich nur nicht zu sehr«, rief Clotilde, über dieses unverschämte Auftreten empört, »es könnte Ihnen am Ende doch noch ein Strich durch die Rechnung gemacht werden.«

»Strich durch die Rechnung?«, wiederholte der Börsenspekulant. »Gut, sehr gut! Vortrefflich, köstlich! Kaufmänn-

nische Anlagen - Geschick, ein gutes Konto zu führen - freut mich!«

»Mein Herr«, bemerkte die junge Dame mit dem Ausdruck des Ekels und der Verachtung. »Sie führen eine so lächerliche und gleichzeitig so unverschämte Sprache, dass ich es meiner Würde angemessen erachte, mich zu entfernen.«

»Halt! Hiergeblieben!«, schrie aber Bärbeiß rücksichtslos, indem er die Tochter bei der Hand ergriff.

Indessen trat auch der Husar vor und sagte: »Das Fräulein hat recht, die Achtung vor ihr selbst gebietet ihr zu gehen.«

»Herr!«, knurrte Bärbeiß und stampfte mit dem Fuß, während er gleichzeitig eine Faust machte.

Aber nun wiederholte auch der Stabstrompeter dieses Manöver und entschlossen vor den Tyrannen des Hauses tretend, rief er: »Himmeltausend Element, haben Sie mich nicht verstanden? ... Gehen Sie, meine Damen, ich werde Ihnen den Rückzug decken.«

Während die Letzteren das Zimmer verließen, trat Goldfisch zu Bärbeiß heran. Auf den Husaren zeigend, sagte er: »Eine schöne Dividende, die Sie da erhalten haben, Freund! Aktien ohne Wert - ein fressendes Kapital! Solche Leute quartiere ich auf dem Speicher ein! Da sehen Sie, was man davon hat, wenn man im Patriotismus macht!«

»Sie sollen Genugtuung haben, Freund«, antwortete Bärbeiß prahlerisch. »Ich werde ... ja wahrhaftig, ich werde ...« Indem er die Hände zusammenpresste, lief er herausfordernd in der Stube auf und ab. Endlich schien er einen Entschluss gefasst zu haben, denn indem er plötzlich vor Waldhorn trat, rief er: »Ich begreife wirklich nicht, wie Sie

sich eines solchen Vergehens haben schuldig machen können! Wissen Sie, wer dies ist, mein Herr? Dies ist mein Freund Goldfisch, ein Mann von ausgezeichneten Verdiensten, ein Mann von eminenten Talenten, von erschrecklich viel Verstand, von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, denn er besitzt Geld, sehr viel Geld!«

»Hat für mich gar keinen Wert, kann nicht mehr tun, wie andere ehrliche Leute, das heißt, sich satt essen und einen ordentlichen Rock tragen«, erwiderte trocken der Stabstrompeter.

»Besitzt kein Geld, ist also ein Mensch ohne Erziehung - hat keine Aktien - kann also auch nicht beleidigen«, murmelte Goldfisch wegwerfend, zu Bärbeiß gewandt.

»Ich aber bin Herr in meinem Hause und leide eine solche respektwidrige Sprache gegen meine Freunde nicht«, polterte dieser heraus.

»Sachte, sachte, Alterchen«, erwiderte der Husar, gutmütig lachend.

»Der Mensch macht sich erschrecklich familiär«, bemerkte der Börsenspekulant, die Nase rümpfend. »Ein bloßer Soldat ... ich begreife in der Tat nicht, wie Sie dies leiden können!«

»Ich muss mir doch die beiden Wichte vom Halse zu schaffen suchen«, murmelte der Stabstrompeter. Und rasch auf den Börsenspekulanten zutretend, fragte er mit barscher Stimme: »Sie heißen Goldfisch?«

»Freut mich!«, antwortete dieser, einen Schritt zurücktretend, »indessen nicht so vertraulich, mein Bester, - immer in gehöriger Entfernung - haben Sie Respekt vor dem Kapital!«

»Donnerwetter!«, rief Waldhorn, mit dem Fuß stampfend,

»jetzt bin ich Ihrer Unverschämtheit müde, meine Herren. Sie haben mich beleidigt und für Beleidigungen fordert ein Soldat mit dem Säbel oder der Pistole in der Hand Genugtuung! Zur Sache also. Da Sie keine Waffen bei sich führen, so soll ein ehrliches Spiel gespielt werden.«

»Man sieht, dass Sie nichts vom Geschäft verstehen«, bemerkte Goldfisch.

»Ich werde Ihnen schon zeigen, dass ich mein Geschäft verstehe«, rief der Stabstropeter, seinen Säbel ziehend. »Ich mache jetzt drei Lose. Wer das größte zieht, sticht zuerst den tot, der das kleinste hat, dann ziehen die Übriggebliebenen abermals. Der, welcher das kleinste Los erhält, wird von dem anderen abermals über den Haufen gestochen.«

Nunmehr machten die beiden Herren sehr lange Gesichter. Schließlich fasste aber unser Hauspoltron einen kurzen Entschluss. Sich hinter seinen Freund Goldfisch verkriechend, sagte er zu diesem: »Sie sind vollblütiger als ich und können daher mehr vertragen, wenn es ans Anzapfen geht.«

»Nun, wird's bald?«, fragte der Husar mit Donnerstimme. »Lebendig kommt hier nur einer davon.«

Nun riss sich Goldfisch von Bärbeiß los und stellte sich hinter diesen, indem er rief: »Wenn Sie wirklich mein Freund sind, so zeigen Sie es jetzt und lassen Sie sich für mich totstechen.«

»Bomben und Kanonen, nun reißt mir die Geduld!«, zerterte der Stabstropeter, und machte gleichzeitig einige Hiebe in die Luft.

»Mord! Totschlag! Hilfe! Rettung!«, brüllten die beiden Maulhelden und stürzten zur Tür.

»Na nu, was ist denn hier los, das ganze Haus gerät ja in Aufruhr?«, sagte Friedrich, mit einem langen Stallbesen eintretend.

»Decken Sie mir den Rückzug, lieber Freund«, lispelte der Börsenmann, indem er versuchte, zur Tür hinauszuschleichen. Aber Friedrich verstand die Sache anders. Er fällte seinen Besen gegen Goldfisch und rief: »Halt! Hiergeblieben! Ich glaube, Sie wollen sich drücken? Ja prosit, da müsste ich auch dabei sein! Auf der Börse fällt es wohl mitunter vor, dass sich der eine oder der andere drückt, und erst in Amerika wieder auftaucht, aber hier gelten keine Börsenmanöver. Verstanden?«

»Entwaffne diesen Menschen, der uns hat ermorden wollen«, rief Bärbeiß, auf Waldhorn zeigend.

»Guten Morgen«, antwortete Friedrich, »tun Sie das doch gefälligst selbst, ich danke bestens für das Geschäft.«

»Den ungehorsamen Patron müssen Sie noch heute fortjagen«, sagte Goldfisch zu Bärbeiß gewendet.

Nun trat Friedrich neben Waldhorn und brach in ein helles Gelächter aus. »Na hören Sie«, rief er, »dass ich Sie nur nicht fortjage. Hier habe ich einen ganz neuen Besen, der sehr gut kehrt. Verstanden?«

»Im Grunde genommen«, bemerkte Bärbeiß, welcher inzwischen einen Entschluss gefasst hatte, »... ja, in der Tat, ich sehe nicht ein, weshalb wir uns nicht verständigen sollten. Wenn Sie also wollen, Herr Waldhorn?« Er streckte diesem seine Hand entgegen.

»Damit kommen Sie jedenfalls besser fort, wie mit Ihrer Courage«, entgegnete dieser einschlagend. »Und da jetzt der Friede wieder hergestellt ist, so empfehle ich mich Ihnen zum geneigten Andenken.« Er verbeugte sich und ver-

ließ das Zimmer.

Die beiden Helden aber machten ihm, als er verschwunden war, drohend eine Faust, nickten sich gegenseitig zu und lispelten:

»Ein anderes Mal wollen wir uns schon besser vorsehen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Der läuft uns doch noch in die Finger!«

Von diesem Tage an hielt der Stabstrompeter mit dem weiblichen Teil der Familie häufig geheime Beratungen ab. Es handelte sich offenbar um einen angelegten Plan, welcher zur Ausführung kommen sollte und der gegen Bärbeiß gerichtet war. Allein dieser schien davon nicht das Geringste zu ahnen, denn obgleich er zwar dem Husaren vorsichtig aus dem Wege ging, so spielte er doch seine grobe und herrschsüchtige Rolle als Tyrann des Hauses gegen Frau und Tochter auch noch weiter fort.

Eines Tages trat aber seine Schwester Barbara mit langsamen und feierlichen Schritten in sein Zimmer. Sie trug ein Portefeuille unter dem Arm, blieb einen Augenblick vor ihrem Bruder stehen und blickte ihm ernst und strafend ins Gesicht.

»Nun, was willst du hier?«, polterte dieser in seiner üblichen Weise.

»Den letzten Versuch zu deiner Besserung machen«, lautete die kalte Antwort.

»Zu meiner Besserung? Dummes Zeug! Geh und entferne dich, ich will es!«

»Gemach, gemach«, erwiderte die alte Dame. »Weder deine durchbohrenden Blicke noch der grobe Ton deiner Stimme schrecken mich! Kennst du dieses?«, fragte sie, auf das Portefeuille zeigend. »Albernheiten! Lass mich mit diesen

Geschichten in Frieden, geh!«

»Glaubst du wirklich, ich ließe mich so abweisen?«

»Nun so sprich, aber fasse dich kurz.«

»Gut. Hier in diesem Portefeuille befinden sich die Verschreibungen von dir, im Wert von zwanzigtausend Talern. Dein Haus, dein Hof, dein Land, alles gehört mir.«

»Besser dir als einem anderen«, brummte Bärbeiß.

»So weit hat dich deine Leidenschaft fürs Börsenspiel gebracht«, fuhr Barbara fort. »Bisher spieltest du den Tyrannen gegen uns alle – den groben Poltron, welcher jede Rücksicht beiseite setzte. Das hat aber nun sein Ende erreicht und ich will nun auch einmal meinen Willen durchsetzen.«

Herr Barnabas brach in ein helles Gelächter aus.

»Ich habe beschlossen, eine Reise zu machen«, fuhr die Schwester fort.

»Deshalb also die lange Einleitung? Wer hindert dich denn daran?«

»Ich wünsche aber, dass deine Frau und Tochter mich begleiten. Du sollst mit Herrn Waldhorn hier allein zurückbleiben. Du hast uns alle so oft zum Kuckuck gewünscht. Nun soll dein Verlangen erfüllt werden.«

»Viel Vergnügen«, rief Bärbeiß, »reist wohin ihr wollt, ich kann euch ganz gut entbehren.«

Nun, das wird sich ja finden. Wir gehen nach Dresden, und während unserer Abwesenheit wird Herr Waldhorn hier in meinem Namen als Bevollmächtigter handeln.«

»Ich glaube gar, du willst mich unter Vormundschaft stellen?«, sagte mitleidig mit den Achseln zuckend der Bruder.

»Nimm es wie du willst. Die Hauptsache ist, dass der Zweck dieser Reise erreicht wird.«

Barbara verließ bei diesen Worten das Zimmer und stellte es Bärbeiß anheim, über den dunklen Sinn nachzudenken.

Nachdem die Frauen abgereist waren, versuchte unser Held sich selbst einzureden, dass für ihn nun erst ein rosiges Leben beginne. Er rieb sich vergnügt die Hände und erklärte dem Stabstropmeter, dass er sich erst jetzt innerlich so recht wohl fühle und dass sich, um mit dem Dichter zu reden, ein neuer Frühling in seinem Herzen zu gestalten beginne.

Auch gegen Schwefelkorn und Schwalbe äußerte er sich in demselben Sinne.

»Ei, mein verehrter Herr Bärbeiß«, sagte der Erstere, »Sie haben ja alle Ihre Damen auf Urlaub geschickt.«

»Allerdings. Ich fühle mich wie neugeboren, seitdem diese Plagegeister fort sind. Nun wird doch endlich einmal der Ärger ein Ende haben. Ich kann mich ungestört meinen philosophischen Betrachtungen überlassen, ich werde ein Leben wie im Paradies führen.«

Aber schon nach wenigen Tagen änderte sich der Stand der Dinge.

Was die Frauen bisher im Stillen auszugleichen gewusst hatten, das verdarb jetzt die polternde Grobheit unseres Helden nach allen Seiten hin. Zuerst kam Friedrich an die Reihe.

Herrn Barnabas Bärbeiß wurde die Zeit lang, und in einem Augenblick, wo Waldhorn abwesend war, beschloss er den Mangel an Stoff zur Unterhaltung dadurch zu ersetzen, dass er mit dem Faktotum des Hauses anzubinden versuchte. Ein Vorwand hierzu war bald gefunden. Friedrich sollte sich in der letzten Zeit nachlässig und faul gezeigt haben, und jetzt zitierte der helle Ton der Klingel denselben

vor den Richterstuhl des Gestrengen.

»Hier bin ich schon«, sagte dieser eintretend.

»Das sehe ich, dass du hier bist«, antwortete Bärbeiß mit einem zornigen Blick. »Für die Zukunft gewöhne dir eine andere Sprache an.«

»Na, ich spreche ja das reinste Berliner Deutsch«, antwortete das Faktotum.

»Du sollst nicht rasonieren.«

»Das tue ich och nicht.«

»Du rasonierst inwendig.«

»Und Sie auswendig.«

»Unverschämter Mensch, noch so ein Wort und du bist entlassen!«

»Na, mir och recht«, antwortete Friedrich trocken.

»Packe sofort deine Sachen. Dein Lohn wird dir ausbezahlt werden, in einer Stunde verlässt du mein Haus.«

»Wie Sie darüber denken«, bemerkte Friedrich lakonisch und verließ das Zimmer.

»Auch die Köchin, die Christine, werde ich fortschicken«, brüllte Bärbeiß ihm nach, »seit einigen Tagen ist das Essen nicht mehr zu genießen.«

»Schön, ich werde es bestellen«, erwiderte mit einem spöttischen Grinsen das Faktotum und verschwand.

So rot wie ein Hummer und mit rollenden Augen schritt unser Held in der Stube auf und ab. Er hatte sich wieder in den Zorn geredet und einen treuen Diener, der bisher alle seine Launen geduldig ertragen hatte, ohne Grund entlassen. Das fühlte er auch, aber er war zu eigensinnig, um ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen. Und als er den Kopf emporhob, stand auch die Christine vor ihm.

»Was will Sie?«, donnerte er diese an.

Aber Christine hatte eine Zunge, die an Geläufigkeit ihres Gleichen suchte.

»Was ich will?«, rief sie und stemmte dabei den Arm in die Seite. »Sagen will ich Ihnen bloß, dass ich noch heute den Dienst quittiere, dass ich auf der Stelle gehe, dass ich mir nicht vorschreiben lasse, wie ich kochen soll, dass ich bisher alle Herrschaften befriedigt habe, dass ich überall wieder eine Stelle finden kann. Ja, das wollte ich Ihnen nur sagen und nun wissen Sie's!«

»Will Sie schweigen, will Sie endlich Ihre Plappermühle halten!«, rief Bärbeiß.

»Nein, ich will nicht schweigen«, fuhr die Köchin mit unübertrefflicher Geläufigkeit fort. »Ich will meine Plappermühle nicht halten – ich lasse mir nicht kujonieren – ich muss mir verdedendieren – ich muss sprechen, dafür hat mir Gott ene Zunge gegeben und nun ist's gut! Ich gehe und jetzt können Sie sich Ihr Essen allene kochen, wissen Sie das!« Sprachs und schwenkte in herausfordernder Stellung ab, während Herr Barnabas ihr im sprachlosen Erstaunen mit offenem Mund nachblickte.

Er ahnte freilich nicht, dass sowohl Friedrich als auch Christine im engen Einverständnis mit Waldhorn handelten und dass dieser beiden gesagt hatte, sie möchten nur die Kündigung annehmen. Es würde nicht lange dauern, bis sie wieder ins Haus zurückkehrten.

Als der Husar jetzt zu Bärbeiß eintrat, nahm der Letztere natürlich die Miene an, als sei er der leidende Teil.

»Es ist mit den Dienstboten jetzt gar nicht mehr auszuhalten«, rief er, »sie sind ungehorsam, widerspenstig, kurz und gut, ich habe mich soeben genötigt gesehen, den Friedrich und der Christine den Dienst aufzukündigen.«

»Das ist schlimm«, entgegnete der Stabstrompeter trocken. »Sie werden sich nun selbst Ihre Röcke ausklopfen müssen.«

Bärbeiß lachte hell auf. »Es ist kein Mangel an solchen Leuten, ich werde mir noch heute einen neuen Diener mieten. Doch der Austritt hat auch das Gute, dass er mir Appetit machte. Ich habe Hunger wie ein Wolf, kommen Sie und lassen Sie uns zu Tisch setzen.«

»Ja, haben Sie denn etwas zu essen?«, fragte der Husar.

»Wie?«, bemerkte Bärbeiß ganz erstaunt.

»Nun, Christine empfing ja von Ihnen ebenfalls den Laufpass. Sie hat bereits das Haus verlassen.«

Der alte Rentier blickte ziemlich trostlos um sich.

»So schaffen Sie Rat! Was fangen wir nun an?«

Waldhorn lachte. »Was wir anfangen? Nun, des ist ganz einfach: Wir hungern so lange, bis uns der liebe Gott etwas zu essen schickt.«

Bärbeiß geriet wieder in Zorn. Er stampfte mit dem Fuß und mit herausfordernder Stimme rief er: »Ich glaube, Sie wollen mich auch noch zum Besten haben! Das ist ja offenbar ein mit aller Berechnung gegen mich angelegtes Komplott. Aber Geduld, noch bin ich der Mann, welchen man nicht ungestraft beleidigen darf!«

»Sie irren«, entgegnete ironisch der Husar, »ich fühle nur Mitleid mit Ihnen. Indessen wenn die Not am größten, ist oft die Hilfe am nächsten. Vielleicht schickt der Himmel uns Rettung.«

Der Haustyran brummte einige unverständliche Worte vor sich hin.

»Still!«, rief Waldhorn, »hören Sie nichts?«

In der Tat wurde in diesem Augenblick mit irgendeinem

Gegenstand heftig an die Tür gepocht.

»Es wird wohl die Christine sein, wahrscheinlich empfindet sie Reue. Sie kommt, um Abbitte zu tun, und so erhalten wir doch noch etwas zu essen.«

Ein neuer heftiger Schlag folgte unmittelbar diesen Worten.

Nun wollte der Rentier schon wieder zornig auffahren, allein er unterdrückte seinen Ärger, denn seine Aufmerksamkeit nahm in diesem Augenblick eine dritte Person in Anspruch, welche inzwischen das Zimmer betreten hatte.

Es war dies eine ziemlich korpulente Dame von etwa fünfzig Jahren, von entschlossener Haltung und mit Zügen, die eine starke Willenskraft vermuten ließen. Ihr Gesicht wurde halb unter einem großen Hut verborgen, während sie in der rechten Hand einen roten Regenschirm und am linken Arm einen großen Strickbeutel trug.

»Na, das fehlte auch noch, um einen vollends zur Verzweiflung zu bringen«, brummte unser Held. Seine Stimme zu dem bekannten Bass erhebend, fragte er barsch: »Was wollen Sie hier?«

»Was wollen Sie hier?«, wiederholte sehr herausfordernd die Fremde. »Redet man so eine anständige Frau an? Doch um kurz zu sein: Ich komme zu meinem Neffen Fritz Waldhorn zum Besuch und verlange deshalb von Ihnen, solange es mir beliebt, freies Quartier.«

Bärbeiß sah den Husaren ganz verblüfft an.

»Es ist richtig«, bestätigte dieser. »Im Übrigen ist ja meine Tante, soviel ich weiß, eine alte Bekannte von Ihnen.«

»Das ich nicht wüsste«, brummte der Rentier.

Aber ich weiß es«, rief jetzt die dicke Dame und trat, mit dem Regenschirm aufstampfend, dicht vor unseren Hel-

den. »Glaube gern, dass der Herr seine Ursachen hat, mich nicht mehr zu kennen, und dreißig Jahre mögen auch meine Figur und mein Gesicht verändert haben, aber trotzdem bin ich noch die Alte von ehemals, die Friederike Brummer - he, was meinen wir dazu?«

»Friederike Brummer?«, rief unser Held, und Überraschung und Verlegenheit malten sich auf seinem Gesicht.

»Ja, dieselbe Friederike«, fuhr die entschlossene Alte fort, »welcher einst, als sie noch ein schlankes junges Mädchen mit einem frischen blühenden Gesicht war, von einem gewissen Barnabas Bärbeiß die heiligsten Schwüre der Liebe und Treue erteilt wurden, der ihr sogar ein schriftliches Eheversprechen gab, sich hinterher aber heimlich aus dem Staub machte und die arme Friederike ihrem Schmerz überließ und dem Gespött der Welt preisgab.«

»Halten Sie ein«, rief der Rentier, »ich bekenne, dass ich gegen sie leichtsinnig handelte, aber das Schicksal, die Verhältnisse ...«

»Schnickschnack!«, sagte Frau Brummer, »mit solchen gewöhnlichen Redensarten lasse ich mich nicht abspeisen! Dreißig Jahre haben Sie sich meinen Nachforschungen entzogen und jetzt will es der Zufall, dass gerade mein Neffe zu Ihnen ins Quartier kommt. Was war natürlicher, als dass ich mich kurz entschloss und die Reise zu Ihnen antrat.«

»Aber was wollen Sie denn hier?«, fragte der sonst stets polternde Haustyrann sehr kleinmütig.

»Was ich hier will ? Nun, das ist wirklich zum Lachen! Heiraten sollen Sie mich, Sie Ungeheuer, zu was habe ich denn das Eheversprechen!« »Unmöglich!«, stöhnte Barnabas, »haben Sie Mitleid, Friederike. Ich kann Sie nicht heiraten, ich habe ja schon eine Frau!«

»Das ist mir ganz gleich«, bemerkte die korpulente Dame, »dann werden Sie Mormone, aber heiraten müssen Sie mich!«

»Zwei Frauen?«, murmelte Bärbeiß, »nein, das geht nicht, das streitet gegen die Moral.«

»Na«, beruhigen Sie sich nur«, fiel hier Frau Brummer ein, »ich möchte Sie gar nicht, selbst wenn ich Sie haben könnte. Nein, ich bin hierher gekommen, um Sie zu kurieren, um Sie zu bessern.«

»Mich zu bessern?« Dem alten Poltron begann wieder, da jetzt die erste Gefahr vorüber war, der Kamm zu schwellen, »mich zu bessern? Ha, ha, die Mühe können Sie sich ersparen!«

»Lachen Sie nur«, fuhr die Tante Waldhorns fort, »das soll mich in meinen Vorsätzen nicht stören. Und da Sie jetzt wissen, wie Sie mit mir dran sind, so will ich es mir nunmehr bequem machen. Von heute an übernehme ich die Führung des Hauswesens.«

Sie legte Hut und Tuch ab, setzte den roten Regenschirm beiseite und nahm, einen Blick des Einverständnisses mit ihrem Neffen austauschend, in dem weichgepolsterten Lehnstuhl Platz, welchen sonst der Held unserer Erzählung einzunehmen pflegte.

»Wie gefällt Ihnen die Entwicklung dieses Familiendramas?«, fragte Schwefelkorn den Doktor, denn beide waren, augenscheinlich im Einverständnis mit dem Husar, dem Gang der Begebenheiten im Stillen ununterbrochen aufmerksam gefolgt.

»Es geschieht dem alten Grobian schon recht«, antwortete unser Bekannter. »Ich gönne es ihm von Herzen, wenn er windelweich geklopft wird.«

»Da kommt er eben über den Hof«, grinzte der falsche Baron. »Ich muss mich doch einmal nach seinem Befinden erkundigen.«

»Guten Morgen, Herr Bärbeiß«, rief er, das Fenster öffnend.

»Guten Morgen, meine Herren«, antwortete dieser sehr niedergeschlagen.

»Sie haben Besuch erhalten? Was ist denn das für eine lebenswürdige Dame. Ich meine die mit dem roten Regenschirm?«

»Eine Verwandte meiner Frau«, würgte Herr Barnabas heraus.

»So? Sie hat ein sehr entschlossenes Auftreten, das muss man sagen! Aber wissen Sie, Herr Bärbeiß, Sie sehen auffallend abgemagert aus.«

»Es ist auch fast nicht mehr zum Aushalten«, brach dieser jetzt los, »von allen Seiten kabalisiert man gegen mich. Der Teufel muss dabei offenbar seine Hände im Spiel haben!«

»Es scheint mir auch so«, sprach Schwefelkorn, ein boshaftes Gesicht schneidend. »Sie sind aber ein zu interessanter Mann, als dass nicht selbst der Teufel an Ihnen Gefallen finden sollte.«

Während der alte Rentier, dem angeblichen Reichel einen giftigen Blick zuwerfend, fortschlich, zupfte Schwalbe den falschen Baron am Rock und sagte: »Sie sprechen aber auch zu deutlich. Wenn er etwas merkte ... Ich hätte es doch nicht gern, dass ...«

»Dass es bekannt würde, dass Sie sich in der Gesellschaft des Teufels befinden«, bemerkte dieser lachend, »das könnte Ihrem Ruf schaden, ist es nicht so?«

»Na, Sie wissen ja selbst, dass man nicht alle Rücksichten

beiseitesetzen darf.«

Schwefelkorn lachte hell auf. »Es gibt doch wirklich kein heuchlerischeres Geschlecht, als ihr Menschen seid! Alles opfert ihr dem Schein. Sobald ihr euch aber unbeobachtet wisst, zeigt ihr euch ganz anders, da fällt die Maske und ihr seid dann die Sklaven eurer Lüste und Leidenschaften.«

»Erlauben Sie«, rief der Doktor, sich in die Brust werfend, »ich als Philosoph ...«

»Sie sind gerade so ein Narr wie die anderen. In Ihrer eingebildeten Weisheit tragen Sie freilich die Nase erschrecklich hoch, stolpern aber trotzdem über den ersten besten Stein, der im Wege liegt.«

«Na, das beruht auf Ansichten. Am Ende wissen Sie doch, dass ich Sie hoch schätze und deshalb wünsche ich auch jeden Streit zu vermeiden.« Der Teufel lachte. »Gut, es war übrigens auch nicht so böse gemeint und ein kleiner Zwist festigt die Freundschaft.«

Für Bärbeiß begann übrigens seit der Ankunft der Frau Brummer nunmehr in seinem eigenen Haus ein Leben, ähnlich dem, wie er es bisher seiner Frau und Tochter hatte zuteilwerden lassen. Friederike Brummer führte ein strenges Regiment und ließ den ehemaligen Haustyrann gar nicht mehr zu Wort kommen. Sie schaltete und waltete, als ob sie ein volles Recht dazu hätte. Sobald Bärbeiß versuchte, in seiner alten Weise seine Autorität geltend zu machen, lachte sie ihm spöttisch ins Gesicht oder trat ihm so entschlossen entgegen, dass er sich jedes Mal nach kurzem Kampf zum Rückzug entschloss. Auch bei Waldhorn fand er keine Unterstützung, denn so oft er auch diesen bat, seinen Einfluss dahin geltend zu machen, dass seine Tante das Haus wieder verlasse, so erhielt er doch jedes Mal mit ei-

nem kalten Achselzucken die Antwort, dass er sich in die häuslichen Angelegenheiten seines Wirtes nicht einmische und es diesem anheimgeben müsse, sich mit seiner Verwandten so gut es gehe zu verständigen. Selbst in der Gartenlaube fand der alte Rentier nicht mehr Ruhe, denn wenn er sich unter einem stillen Seufzer dorthin zurückzog, um ein Schläfchen zu halten und dabei seinen Kummer zu vergessen, war Friederike Brummer flugs mit ihrem Strickstrumpf hinter ihm und begann ihm eine Gardinenpredigt zu halten, wie er sich solche nicht geträumt hatte. Auch wenn er ausging, um sich auf diese Weise der Aufsicht und den Verfolgungen der dicken Dame zu entziehen, war diese, ehe er es sich versah, wieder neben ihm, bemächtigte sich seines Armes und meinte, er werde wohl für seine Jugendliebe noch so viel übrig haben, dass er sie etwas spazieren führe und ihr die Umgebungen der Stadt zeige.

Bärbeiß gab zuletzt jeden Versuch, sich dieser Herrschaft zu entziehen, auf und wurde schweigsam und melancholisch. Mit Schrecken gewahrte er, dass sein Hängebauch, auf welchen er bisher so viele Stücke gehalten hatte, zusehends abnahm und dass ihm seine Kleider zu weit wurden. So wie er früher polternd und lärmend im Haus herumgetobt hatte, so schlich er jetzt schweigend, mit gesenktem Kopf umher und betrachtete es schon als ein Glück, wenn er sich auf eine Stunde in sein Zimmer einschließen und dort ungestört seinen trüben Gedanken nachhängen konnte. So verhärtet war er aber doch noch nicht, dass er dabei nicht seiner Frau und Tochter gedacht hätte. Da fiel ihm doch manche gegen dieselben begangene Sünde ein und eine innere Stimme, die sonst bei ihm nie laut geworden war, begann sich nunmehr zu deren Gunsten zu regen. Er

erinnerte sich, wie beide, trotz seiner abstoßenden und groben Behandlung, stets bemüht gewesen waren, ihn durch Liebe und Sanftmut zu versöhnen, wie sich bei ihnen, ungeachtet aller Kränkungen, doch nur immer das Bestreben gezeigt hatte, seinen Wünschen entgegenzukommen und ihm ein Lächeln abzugewinnen. Bei solchen Gelegenheiten seufzte er tief auf und der Wunsch, die seinen wieder um sich zu haben, wurde immer lebhafter. Mitunter lenkte er wohl auch das Gespräch auf Frau und Tochter und meinte, er habe ihnen doch wohl in vielen Stücken Unrecht getan. Erst jetzt erkenne er, welcher Sorgsamkeit und Liebe er sich von ihnen zu erfreuen gehabt habe. Während er früher die seinen bei jeder Gelegenheit zum Kuckuck gewünscht hatte, erklärte er nun, dass deren baldige Rückkehr ein Bedürfnis für ihn sei und klagte bitter, dass alle seine Briefe unbeantwortet blieben.

Der Stabstropfeter und dessen Tante sahen sich bei solchen Gelegenheiten bedeutungsvoll an und tauschten Blicke der Befriedigung miteinander aus. Aber die Letztere schien doch noch nicht von der völligen Besserung des früheren Haustyrannen überzeugt zu sein und beschloss, eine letzte entscheidende Probe mit ihm zu machen. Eines Tages trat sie nämlich mit einem Dutzend Teller ins Zimmer, um den Tisch zu decken. Aber plötzlich kam sie ins Schwanken, ein lauter Schrei entfuhr ihr und im nächsten Augenblick lag das Porzellan zerschmettert zu Bärbeiß Füßen.

Sie schien ein wildes Auffahren des Letzteren zu erwarten, indessen unser Held lächelte begütigend.

Mit beruhigender Stimme sagte er: »Machen Sie sich wegen dieses kleinen Unfalls keine Sorge, der Schaden ist zu ersetzen und ich bedauere nur, dass Sie sich dabei unnötig

erschreckt haben.«

»Und ich freue mich, dass auch diese Probe von Ihnen so gut bestanden wurde«, rief Friederike Brummer und reichte Bärbeiß dabei mit dem Ausdruck unverkennbarer Freude die Hand. »Ich sehe, dass Sie sich nunmehr vollständig zu beherrschen gelernt haben und dass sich bei Ihnen ernstlich der Wille geltend macht, auch gegen andere die gebührenden Rücksichten zu nehmen.«

»Und wem anders als Ihnen verdanke ich diese Umkehr?«, erwiderte unser Bekannter, indem er seine alte Jugendfreundin mit einem Ausdruck anblickte, welcher an der Wahrheit seiner Worte keinen Zweifel aufkommen ließ.

»Ich habe mir allerdings Zwang antun müssen«, antwortete Friederike bewegt, »indem ich mich von der garstigsten und widerwärtigsten Seite zeigte und Ihnen gegenüber Eigenschaften entwickelte, die meiner Natur sonst fremd sind. Sie sollten aber nun einmal mit den eigenen Waffen besiegt werden. Indem ich mich als eine zänkische, grobe, rohe und trotzig Frau zeigte, wollte ich Ihnen einen Spiegel vorhalten, in welchem Sie sich selbst im Bild erblicken sollten.«

»Nun, das ist Ihnen denn auch gelungen«, erwiderte Bärbeiß mit einem warmen Händedruck. »Doch gestehen Sie es nur, es war ein angelegter Plan, um welchen meine Frau und meine Schwester gleichfalls wussten.«

»Weshalb sollte ich dies jetzt noch leugnen. Allerdings geschah alles auf Verabredung, und mein Neffe machte dabei den Vermittler.«

»Ich hoffe aber, die mir auferlegten Proben haben nunmehr ihr Ende erreicht«, sagte unser Bekannter, »denn ich sehne mich aufrichtig danach, die meinen ans Herz zu

schließen und denselben nunmehr durch die Tat zu beweisen, dass ich ein anderer Mensch geworden bin.«

»Es bedarf ja nur einer telegraphischen Depesche nach Dresden, um Frau, Tochter und Schwester zurückzurufen«, bemerkte Frau Brummer, »denn vorbereitet sind dieselben längst darauf.«

Diese Zurückberufung erfolgte denn auch unverweilt und einige Tage nachher feierten die Wiedervereinten zum ersten Mal nach vielen Jahren ein Fest, bei welchem Eintracht und Liebe, Harmonie und ungetrübter Frohsinn herrschten. Friederike Brummer musste dabei, trotz ihres Sträubens, an der Tafel den Ehrensitz einnehmen, denn bereitwillig erkannten alle an, dass die Bekehrung des ehemaligen Haustyrannen und die Wiederherstellung des gestörten Familienfriedens hauptsächlich ihrem energischen Auftreten zu danken sei. Auch den Stabstrompeter sah Bärbeiß jetzt mit weit günstigeren Augen wie früher an. Und als er nun noch hörte, dass er einst von seiner Tante ein ganz hübsches Stück Geld zu erwarten habe und dass ihm eine Anstellung als städtischer Kapellmeister in seiner Vaterstadt so gut wie gesichert sei, da verschloss er nicht sein Ohr, als dieser eines Tages ihm das Geständnis ablegte, dass nur noch sein Segen fehle, um aus ihm und Clotilde ein glückliches Paar zu machen.

Goldfisch rächte sich für die Abweisung, welche er empfing, nach seiner Art. Er hatte zwei Wechsel von Bärbeiß in den Händen und in der Voraussetzung, derselbe werde sie am Verfalltag nicht einlösen können, hatte er dieselben einem der rücksichtslosesten und hartherzigsten Geldspekulanten zur Einziehung übergeben. Aber Schwester Barbara intervenierte auch diesmal zu Gunsten des Bedrängten und

deckte den Betrag, nachdem sich der Bruder feierlich gegen sie verpachtet hatte, nie wieder an der Börse zu spekulieren. Auch Friedrich und die Christine nahmen wieder ihre früheren Stellungen im Haus ein, nachdem sich herausgestellt hatte, dass sie nur zum Schein entlassen worden waren, um Bärbeiß zu zeigen, wie unentbehrlich auch treue Diener sind und wie unrecht es daher ist, dieselben grob und herzlos zu behandeln.

Als der falsche Baron von Schwefelkorn sich bald darauf mit Schwalbe von dem alten Rentier verabschiedete, sagte er: »Leben Sie wohl, geehrter Herr, und genießen Sie ihr wiedergewonnenes Glück in Frieden. Ich trenne mich zwar ungerne von Ihnen und hatte mir bereits die besten Hoffnungen gemacht, später in Ihrer werthen Gesellschaft noch manche angenehme Stunde zu verleben, indessen diese Aussicht ist jetzt zu Wasser geworden und so werde ich mich dafür anderwärts zu entschädigen suchen.«

Dabei drückte er dem alten Herrn so kräftig die Hand und zog gleichzeitig eine so sonderbare Grimasse, dass dieser vor Schmerz zusammenzuckte und mit seinen Füßen eine Bewegung machte, als ob er auf einem glühenden Rost stände. Obgleich er sich den dunklen Sinn der eben gehörten Worte nicht zu erklären vermochte, so schüttelte er doch bedenklich das Haupt.

Dem Baron misstrauisch nachsehend, murmelte er: »Wüsste ich nicht ganz bestimmt, dass es Herr Reichel ist, so könnte ich wirklich glauben ... So lange er hier wohnte, roch es fortwährend nach Pech und Schwefel, doch jetzt erinnere ich mich, er erzählte mir ja, dass er in Drogerien bedeutende Geschäfte mache. Ja, ja, daher wird der Geruch kommen, na, nichts für ungut, Herr Reichel!«

Elftes Kapitel

Das verwechselte Bild

»Was fangen wir nun an?«, fragte der Doktor eines Tages den Teufel, als sich beide gegenüber saßen und in einem Anfall von Langeweile einander ziemlich prosaisch angingen.

»Ja so«, antwortete dieser, »das sehe ich doch, wenn man hier auf Erden keine Sorgen und dabei immer gut zu Essen und zu Trinken hat, so kommt man unwillkürlich in Gefahr, ein Faulenzer und Tagedieb zu werden. Na, lassen Sie mich einmal in meinem Notizbuch nachsehen. Aha, jetzt habe ich's schon! Da kenne ich einen verschlagenen, durchtriebenen, mit allen Hunden gehetzten Burschen, der imstande wäre, selbst mir ein X für ein U zu machen, wenn ich ihm nicht so genau auf die Finger sähe. Entschlüpfen kann er mir zwar nicht, denn er steckt schon zu tief in der Kreide, aber jetzt eben steht er im Begriff, eine neue Spitzbuberei auszuführen und wischt sich bereits wegen des fetten Bissens den Mund. Da ich den Kerl nun einmal nicht leiden mag, so wollen wir ihm den Appetit verderben und einen Querstrich durch seinen sauber angelegten Plan machen.«

»Ja, wie fangen wir das aber an?«

»Wie wir es bisher immer angefangen haben, indem wir nämlich teilweise die stillen Beobachter spielen, teilweise selbst eine Rolle übernehmen.«

»Gut. Und wann soll das Stück beginnen?«

»Das Vorspiel schon diesen Abend, halten Sie sich nur bereit.«

Schwalbe hatte dieses Gespräch beinahe schon vergessen, als sein Reisegefährte ihn wieder daran erinnerte.

»Kommen Sie«, sagte er, »es ist Zeit. Wir wollen uns nunmehr auf den Weg machen.«

»So spät?«, fragte dieser. »Es geht ja bereits stark auf neun.«

»Es gibt aber gewisse Dinge, die sich am Tage nicht gut abmachen lassen. Alle Diebe benutzen zum Beispiel die Nacht, um ihre Hand nach dem Eigentum anderer auszustrecken.«

»Es handelt sich also darum, einen Dieb zu belauschen?«

»Ja, aber diesmal ist es ein kleiner lustiger Geselle, welcher zwar schon manchen schweren Einbruch begangen hat, der sich aber trotzdem nicht abschrecken lässt, immer wieder von Neuem Unheil anzustiften. Er spielt bei euch Menschen eine wichtige Rolle und rechnet bei allen seinen losen Streichen auf seine Unentbehrlichkeit.«

»Aber wie soll ich denn das verstehen?«, bemerkte der Doktor. »Ein Dieb unentbehrlich? Erklären Sie mir doch den Sinn dieser Worte.«

Schwefelkorn lachte. »Nun, ich glaubte, das wäre Ihnen schon längst durch Ihre Phöbe erklärt worden, die jetzt dem blöden Schäfer Gottlieb Schnorpel so zusetzt. Kennen Sie denn den kleinen liebenswürdigen Knaben mit den goldenen Flügeln nicht, welchen die Alten zu einem Sohn des Zeus und der Aphrodite gemacht haben und dem sie den Namen Eros oder Amor gaben?«

Jetzt lachte auch Schwalbe. »Ja, ja«, rief er, »das ist ein loser Schelm, der häufig schon den ernsthaftesten Mann zum Narren gemacht hat. Es handelt sich also um ein Liebesabenteuer, dem wir beiwohnen wollen?«

»Wenigstens um ein Rendezvous, welches sich zwei bedrängte Herzen geben. Ich kann zwar solchen Tändeleien keinen großen Geschmack abgewinnen, aber bei dieser Gelegenheit lernen wir gleich die Hauptpersonen kennen, welche in dem kleinen Stück, dem wir beiwohnen wollen, mitspielen.«

»So lassen Sie uns aufbrechen.«

»Gemach, mein Lieber«, bemerkte der Baron, seinen Mantel hervorholend und sich diesen umhängend. »Dieses Mal müssen wir unsichtbar bleiben, wenn wir nicht das Pärchen verscheuchen wollen. Halten Sie sich nur fest an mich an - so ist es gut! Und nun kommen Sie, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.«

Leisen Schrittes stiegen sie die Treppe hinunter und befanden sich bald auf der Straße. Die Nacht war ziemlich dunkel, und je mehr sie sich aus dem Zentrum der Stadt entfernten, desto weniger Menschen begegneten ihnen. Endlich gelangten sie in eine Vorstadt, in ein Quartier, das augenscheinlich nur von der ärmeren Volksklasse bewohnt war. In einen Seitenweg einbiegend kamen sie an einen geräumigen, mit hohen Bäumen besetzten Platz, die ihre breitstämmigen Äste zeltartig ausstreckten und das Dunkel noch vermehrten.

Unter dem Dach einer dieser alten Linden stand ein langer Mann und blickte unverwandt in eine Richtung hin. Er wollte offenbar sein schützendes Versteck nicht verlassen, um nicht gesehen zu werden. Bereits befanden sich Schwefelkorn und Schwalbe eine Weile dicht neben ihm, als sich eine weibliche Gestalt mit flüchtigen Schritten näherte und die Kapuze, welche ihr Gesicht fest verhüllte, zurückschlagend, dem ihrer offenbar Harrenden mit weicher Stimme

einen guten Abend zuflüsterte und ihm gleichzeitig ihre Hand zärtlich entgegenstreckte.

Wie man erkennen konnte, war es eine schlanke Brünette im Alter von etwa achtzehn Jahren, mit fein geschnittenen Lippen, angehaucht von einem zarten, aber mit frischem Rot vermischten Teint und begabt mit ein paar dunklen seelenvollen Augen, deren Glanz aber augenblicklich durch einen Zug der Schwermut getrübt wurde.

»Ich komme nur auf einen Augenblick«, sagte sie, sich scheu umsehend, »ich werde von allen Seiten beobachtet. Der alte garstige Quirks schleicht mir wie ein Kobold auf Schritt und Tritt nach. Jetzt habe ich die Zeit benutzt, wo ich mir aus dem Laden neue Arbeit holte, um dir einen flüchtigen guten Abend zu sagen und dir mitzuteilen, wie unglücklich ich mich fühle.«

»Meine gute teure Rosa, harre nur mutig aus, es wird doch endlich einmal besser werden.«

»Nein, Otto, so sehr ich dich auch liebe, so ist meine Kraft doch gebrochen! Habe ich denn jemand, der mir beisteht? ... Niemand, niemand! ... Im Herzen meiner Mutter hat die Geldgier die Stimme der Natur erstickt. Mein Vater, - oh, dass ich es sagen muss! - ergibt sich immer stärker dem Trunk. Beide umstrickt der garstige Quirks, täglich mehr und mehr. Man dringt in mich mit Vorwürfen und Drohungen, seine Werbungen anzunehmen und doch, wenn ich einmal geopfert werden soll, so will ich dieses Opfer selbst vollbringen. Findet sich schließlich gar kein Ausweg, so stürze ich mich lieber ins Wasser, ehe ich mich diesem Menschen, vor dem ich Furcht und Ekel empfinde, überliefern.«

»So nimm doch nur deinen Mut zusammen«, bat Otto

Werner. »Es wird sich ja wohl noch ein Rettungsweg finden lassen. Eben jetzt beginnen sich mir einige Aussichten zu eröffnen. Der Baurat Lauterbach, welchem die Ausführung der neuen Hauptkirche übertragen ist, hat mich gegen ein gutes Gehalt in sein Büro genommen. Er weiß, dass ich etwas gelernt habe, er besitzt ein teilnehmendes Herz. Wenn ich sein Vertrauen zu gewinnen verstehe und ihm unsere Not klage, dann wird er sich auch weiter meiner annehmen. In ein paar Jahren hoffe ich mich dann selbstständig als Baumeister etablieren zu können.«

Dem jungen Mädchen traten die Tränen in die Augen. »Ich habe den Mut, für unsere Liebe in den Tod zu gehen, aber ich besitze nicht die Kraft, diesen fortwährenden Quälereien noch lange Widerstand zu leisten. Oh, welche Schmach, mich an ein solches Ungeheuer zu verhandeln, um sich dadurch ein bequemes Leben zu verschaffen! ... Nein, Otto, mein Mut ist gebrochen, aber ehe ich diesem grinsenden Kobold die Hand reiche, eher gebe ich mir den Tod!«

»Das sollst du nicht«, rief der junge Architekt Werner. »Bevor es so weit kommt, schieße ich das Ungetüm über den Haufen!«

»Damit du dann wegen Mordes verurteilt würdest! ... Nein, das ist so ein schlechter Mensch nicht wert, dass ihn die irdische Gerechtigkeit noch rächt! Gott weiß, was er treibt, aber das Licht scheut er, und seine Handlungen sind ins Dunkel gehüllt.«

»Meine gute, liebe süße Rosa«, bat der junge Mann, »zeige dich nur noch eine Weile stark. Ich hoffe immer noch ein Mittel zu unserer Rettung zu finden. Und, schlägt alles fehl, lassen sich deine Eltern durch nichts erweichen, nun dann

fliehen wir und gehen nach Amerika, um uns dort eine neue Heimat zu gründen. Aber die Beute eines solchen Kerls, wie der Quirks ist, sollst du nicht werden, das schwöre ich dir hoch und teuer!«

»Nun so will ich versuchen, mein Leid auch noch weiter entschlossen zu tragen. Oh, Otto, ich zeige mich mitunter recht kleinmütig, aber wenn man so verlassen ist, - ich bin ja am Ende doch nur ein schwaches Mädchen, die unter der Gewalt ihrer Eltern steht! ...«

»Gewiss, meine gute Rosa, ich unterschätze nicht deine Lage, aber einigen Halt muss auch der Mensch in sich selbst finden und auch die Gewalt eines Vaters und einer Mutter hat ihre Grenzen.«

»Nun, habe nur mit mir Geduld, ich werde mich suchen, so tapfer wie möglich zu halten. Und jetzt lebe wohl. Ich hielt mich schon zu lange hier auf, man misstraut wir und Gott weiß, was ich wieder für ein scharfes Examen werde aushalten müssen.«

Unter einer innigen Umarmung trennten sich die Liebenden, das Mädchen lief rechts der Vorstadt zu, der Architekt bog links ab.

Schwefelkorn folgte der Ersteren unmittelbar mit seinem Begleiter.

»Eine bequeme Sache, so ein Mantel, nicht wahr?«, sagte er lachend. »Dinge bekommt man da zu sehen, von denen ihr Sterblichen euch nichts träumen lasst.«

»Aber wo begeben wir uns denn jetzt hin?«, fragte Schwalbe.

»Geduld! Haben Sie doch etwas auf sich Acht, Sie treten ja der armen kleinen Rosa beinahe auf die Hacken!«

Diese hatte bereits die ersten Häuser erreicht und beflü-

gelte nun noch mehr ihre Schritte, als plötzlich eine Gestalt hinter einem Pfeiler hervorstürzte und sich an sie herandrängte.

Das ohnedem schon geängstigte Mädchen richtete scheu den Blick zur Seite und stieß unmittelbar darauf einen kurzen Ruf der Bestürzung aus.

»Gelt, vor dem Quirks ist niemand sicher?«, grinste der Kobold, denn ein solcher war in der Tat die Erscheinung, welche so plötzlich im Dunkel der Nacht auftauchte, - eine kleine gedrungene Gestalt mit einem tief in den schiefen Schultern steckenden Kopf, mit ein paar Augen, welche wie die eines Raubtieres leuchteten, mit einem Mund, der sich zu einem boshaften Grinsen fletschte und aus welchem in ekelhafter Weise zwei lange gelbe Zähne hervorragten.

Rosa war freilich erschrocken, aber der Abscheu vor dem Ungetüm gab ihr doch den Mut, sich ihm entschlossen gegenüberzustellen.

»Weshalb treten Sie mir in den Weg, was wollen Sie von mir?«, fragte sie.

»Was das Täubchen sich unschuldig stellt!«, entgegnete der Unhold lachend. »Oh, der Quirks hat die Augen eines Luchses und das Gehör eines Fuchses! ... Stand ja keine zehn Schritte hinter Ihnen, als Sie meiner in so liebevoller Weise gedachten! ... Ja, ja, so ein verliebtes Pärchen ist total blind - 's ist eine wunderbare Krankheit. Man kann es beschleichen, wie der Jäger den Auerhahn, wenn er am Balzen begriffen ist!«

Rosa ging stumm weiter, ihr Herz pochte laut, ihre Füße versagten ihr fast den Dienst.

»Na, ich bin nicht so schlimm, wie ich aussehe«, grinste Quirks von Neuem, »will auch gerade nicht behaupten,

dass ich zu den Schönsten gehöre! Aber deswegen kann ich doch ein nettes niedliches Mädchen heimführen, die mir das Nest warmhalten soll. Hui, soll das eine lustige Ehe werden! Alle Tage Kuchen und Wein, schöne Kleider und goldenes Geschmeide und ein Schnäbeln und Küssen wie im Paradies!«

Rosa fand sich doch über diese unverschämten Äußerungen zu verletzt, als dass sich ihr jungfräuliches Gefühl nicht dadurch aufs Tiefste hätte empört fühlen sollen.

»Fort aus meinen Augen, Sie Scheusal!«, rief Sie, »lieber springe ich in den tiefsten Brunnen, ehe ich die Ihre werde!«

Das missgestaltete boshafte Ungetüm brach in ein höhnisches Gelächter aus. »Mit dem Springen hat es so seine Bewandnis und am Ende - ja man müsste die Frauen nicht kennen, sie fügen sich schließlich in alles!«

»Aber ich gehöre nicht zu dieser Klasse. Und nun entfernen Sie sich, Sie Aufdringlicher, Ihr Anblick flößt mir Ekel ein.«

Abermals schoss Quirks einen seiner Giftblicke auf sein Opfer, aber heimtückisch lächelte er dabei und grinsend antwortete er: »Na, ich habe eine dicke Haut und kann schon etwas vertragen. Bin nicht so ein winselnder Bursche, der vor lauter Liebespein am liebsten gleich in Sirup aufgehen möchte. Und schweigen kann ich auch über das, was ich heute Abend gesehen und gehört habe, aber nichts umsonst - heimliche Naschereien muss man oft teuer bezahlen - also wie wär es mit einem Kuss, wenn ich diesmal großmütig die Augen zudrückte?«

Der boshafte, schief gewachsene widerliche alte Geselle hatte sich dicht an Rosa herangedrängt und blickte ihr mit

unverschämter Lüsternheit ins Gesicht.

»Bleiben Sie mir vom Leibe«, rief diese vor Zorn aufwühlend, »ich habe durch Sie genug gelitten. Mag es nun kommen, wie es will, aber Ihre Zudringlichkeiten dulde ich auf keinen Fall länger!«

»Na, Sie sind aber doch mein Bräutchen und werden sich daher schon bequemem müssen, Frau Quirks zu werden«, höhnte der Kobold.

Dem armen Mädchen sank bei dieser Bemerkung wieder das bisschen Mut, mit welchem es sich bisher so künstlich bewaffnet hatte. Von Jugend auf an unbedingten Gehorsam gewöhnt, fühlte Rosa diesen Augenblick ihre ganze Hilflosigkeit, wenn sie an die Habgier und den Eigennutz ihrer hartherzigen Eltern dachte. Ein Abgrund öffnete sich vor ihren Blicken, aus dessen Tiefe der boshafte und widerliche Quirks sie höhnisch angrinste. Es war daher wohl kein Wunder, wenn sich die Augen des geängstigten Kindes mit Tränen füllten.

Sie änderte jetzt ihre Taktik. Bleich und erschöpft bat sie fast demütig den Unhold, sie nunmehr zu verlassen.

»Was würden die Leute denken«, sagte sie, »wenn dieselben mich noch zu so später Stunde mit Ihnen allein auf der Straße erblickten. Gehen Sie, ich bitte darum. Sie sehen ja, wie ich zittere.«

Quirks verzog seinen sinnlich geformten Mund zu einem begehrliehen Lächeln und grinste wie ein Faun, während die beiden gelben Zähne bis über die Unterlippe heraustreten.

»Mein Bräutchen«, schnarrte er mit seiner widerlichen halb heiseren Stimme, »mein holdes süßes Bräutchen, wie steht es mit dem Kuss?«

Ehe es sich Rosa versah, hatte sich der Arm des kleinen missgestalteten Ungetüms dreist um ihre Taille gelegt und er versuchte nun, das junge Mädchen an sich zu ziehen.

Dieses überlief es eiskalt. Ekel und Zorn über solche Frechheit gaben ihm wieder den bereits verlorenen Mut zurück. Mit einer Gebärde des heftigsten Unwillens riss es sich los, und während Quirks ein Schlag im Gesicht traf, wurde er gleichzeitig einen empfindlichen Fußtritt, den ihm Schwefelkorn beigebracht hatte, zu Boden geschleudert.

»Die gemeine Bestie ist es nicht besser wert«, murmelte dieser. »Das sind die Schattenseiten meines Berufs, dass ich mich mit solchen Schufften auch noch abgeben muss!«

Inzwischen hatte sich der Kobold erhoben und ballte raheglühend gegen die davoneilende Rosa die Faust.

»Warte nur«, grunzte er, »ich werde mich schon revanchieren, wenn du erst meine Frau bist! Und Frau Quirks wirst du werden, und mein Bett sollst du mit mir teilen, darauf kannst du dich verlassen! Ha, ha, wird es dann ein Küssen und ein Schnäbeln geben und zwicken will ich dich dann auch, dass du grün und blau wirst, du kleiner Teufelsbraten! Ha, ha, ja das will ich. Und wenn du dich dann vor mir krümmst und vor Schmerz windest, dann soll deine Qual meine Lust sein, du stolzes, hoffärtiges Ding!«

Inzwischen war Rosa mit hochklopfender Brust, bleich und außer Atem in der Wohnung ihrer Eltern angelangt. Erschöpft sank sie auf einen Stuhl und fest drückte sie ihre kleine Hand an ihr laut pochendes Herz.

»Nun, was gibt es?«, fragte die Mutter im rauhen Ton. »Was ist vorgefallen?«

»Oh, ich ertrage es nicht länger, dieser Unhold, dieser

Quirks – seine Zudringlichkeiten überschreiten alle Grenzen!«

»Dummes Zeug! Sollte man doch meinen, eine Theaterprinzessin vor sich zu haben. Quirks ist ein braver, rechtschaffener Mann, ein Mann von feinen Manieren, der Vermögen genug besitzt, um nicht bloß dir, sondern auch mir ein behagliches Leben zu bereiten. Dass er dies ernstlich will, das weiß ich bestimmt.«

»Mutter, Ihr treibt mich noch zur Verzweiflung. Versündigt Euch doch nicht an Eurem Kind!«

»Das sind Dummheiten! Ich weiß wohl, wo das hinaus will – sich an einen armen Schlucker hängen, der selbst nichts zu beißen hat. Ja, das wäre mir eben recht, das würde sich für eine Frau, wie ich bin, schicken, um deren Gunst sich einst sogar ein Prinz bewarb!«

Was Frau Elsner mit dieser Äußerung sagen wollte, werden wir dem Leser gleich erklären. Für jetzt müssen wir noch einige Augenblicke bei der eben stattfindenden Familienszene verweilen.

»Vater, schlagt Euch ins Mittel«, flehte Rosa sich an diesen wendend. »Steht mir bei, Ihr jagt mich sonst in den Tod!«

Allerdings schien sich bei dem Angeredeten etwas zu regen, was auf Mitleid hindeutete, denn der Mann erhob für einen Augenblick seinen Kopf und blickte seine Tochter teilnehmend an. Aber das war doch nur ein schwacher Versuch, sich aufzuraffen, denn bald versank er wieder in seine vorige Lethargie. Woher diese rührte, darauf deutete die vor ihm stehende Branntweinflasche hin.

»Es geht nicht, meine Tochter, es geht nicht«, murmelte er düster, indem er den Kopf in die flache Hand stützte.

»Quirks ist ein braver Mann, und meine Geschäfte werden immer schlechter, kaum das liebe Brot, kaum so viel werfen sie ab, um deinem alten Vater eine Herzstärkung zu gewähren. Und wenn ich auch wollte, ich kann nicht, er hat mich in seiner Gewalt. Ich vermag es dir nicht zu erklären, aber er hat mich in seiner Gewalt. Also bringe das Opfer. Übrigens mische ich mich nicht in diese Angelegenheiten ein. Was deine Mutter sagt, das ist mir recht, und somit wirst du am besten tun, jeden Widerstand aufzugeben.«

Er ergriff seine Kopfbedeckung, und ohne mit seiner Frau und Tochter noch weiter ein Wort zu wechseln, wankte er zum Zimmer hinaus.

»Da geht er hin, um sich in der ersten besten Kneipe festzusetzen und dann betrunken nach Hause zu kommen«, sagte Frau Elsner, dem Davoneilenden einen Blick der Verachtung nachschickend. »Führe ich etwa eine glückliche Ehe? Und doch muss ich es auch ertragen! ... Wo der Trunkenbold nur wieder das Geld her hat? Aber er hält es versteckt, ja, ich bin fest davon überzeugt, er hält es irgendwo versteckt, um es in Branntwein zu vergeuden! ... Und jetzt, wo mir die Aussicht bevorsteht, ein ruhiges und behagliches Leben zu führen, sollte ich mir auch diese noch durch deinen Eigensinn vernichten lassen? Nimmermehr! Du heiratest Quirks. Je eher dies geschieht, desto besser ist es, damit dir die Dummheiten endlich aus dem Kopf getrieben werden!« »So möge Gott mir raten und beistehen«, seufzte Rosa, indem sie zur Tür hinauswankte. »Bin ich denn ein Stück Ware, die man verhandelt, und dieser Mensch ... oh, die Leute flüstern sich so viel von ihm in die Ohren ... und jeder weicht ihm scheu aus und alle grinst er so boshaft an, als ob er mit dem Bösen einen Pakt gemacht hätte!«

Sie legte sich in ihr Bett. Das Gesicht in die Kissen drückend, weinte sie sich so recht von Herzen aus. Zuletzt empfand sie doch Erleichterung, und das Vertrauen zu sich selbst kehrte bei ihr zurück, sodass sie schließlich nochmals den festen Entschluss fasste, sich unter keinen Umständen dem garstigen Kobold, dem unheimlichen Quirks, überliefern zu lassen.

Die Familie Elsner befand sich in sehr zerrütteten Verhältnissen und hatte draußen in der Vorstadt eine kleine dürftige Wohnung inne. Der Vater war Kommissionär und unter diesem einer sehr dehnbaren Auslegung fähigen Namen betrieb er allerhand Geschäfte, die sich teilweise der Öffentlichkeit entzogen, teilweise in den Höhlen und Schlupfwinkeln von Wucherern und Pfandleihern endeten, wenn er den Auftrag erhielt, jungen Herren, die sich in Geldverlegenheiten befanden, ihre Wechsel umzusetzen. Anfangs ertrug er dieses mühsame und nur wenig Gewinn abwerfende Leben mit Ausdauer und Geduld. Als ihm aber seine Frau die hereinbrechende Not zum Vorwurf machte und ihm kalt, zanksüchtig und abstoßend entgegentrat, ergab er sich dem Trunk und vernachlässigte vollends seine Geschäfte. Frau Elsner half sich so gut, wie sie konnte, durch und als erst ihre Tochter Rosa herangewachsen war, fand sie an dem fleißigen und geschickten jungen Mädchen eine sehr erhebliche Stütze. Aber wie dies so häufig die Folge einer unglücklichen, von Nahrungssorgen bedrohten Ehe ist, so hatte sich auch ihr dadurch der Stachel der Bitterkeit tief ins Herz gedrückt. Die sanfteren Gefühle waren verloren gegangen und an deren Stelle stellten sich Härte, Gefühllosigkeit, der Neid gegen andere und hiermit das Verlangen ein, um jeden Preis aus dieser drückenden Lage herauszu-

kommen. Nur eine Eigenschaft war ihr aus ihrer Jugend geblieben, und diese kultivierte sie auch jetzt noch bis zur Lächerlichkeit. Sie war nämlich sehr eitel und stand in dem Wahn, dass sie einst als eine Schönheit gegolten habe. Ihre Eltern besaßen ein Handschuhgeschäft. So konnte es nicht fehlen, dass die jungen Herren der nicht uninteressanten Verkäuferin mit den langen schwarzen Locken, den brennenden Augen und dem stets lächelnden Mund eifrig den Hof machten. Auch ein Prinz aus einem mediatisierten Fürstenhaus, der bei einem Reiterregiment stand, befand sich darunter und hatte auf das Herz der gefallsüchtigen und hochstrebenden »schönen Handschuhmacherin« einen besonderen Eindruck gemacht. Dieser Prinz war zwar eines Tages plötzlich von dem Schauplatz seiner Taten verschwunden, aber in dem Herzen des von Eitelkeit und Liebe erfüllten Mädchens lebte sein Andenken fort. Er hatte ihr gesagt, er würde später wiederkommen und sie dann nach Gebühr glücklich machen. An dieser Hoffnung zehrte sie jahrelang, bis sie dieselbe doch endlich aufgab und sich entschloss, ihrem jetzigen Mann die Hand zu reichen. Aber auch in ihrer Ehe verließ sie ihre Eitelkeit nicht. Sie hielt sich noch immer für eine Schönheit, obgleich durch die Hand der Zeit und die hereinbrechenden Sorgen bereits längst ihre früheren Reize unbarmherzig vernichtet worden waren. Der Prinz, so äußerte sie, habe es ihr zur Pflicht gemacht, sich seiner stets würdig zu zeigen, damit, wenn er einst zurückkehre, ihm keine Enttäuschung zuteilwerde. Von dieser fixen Idee beherrscht oder diese vielleicht nur als Vorwand nehmend, um ihrer Eitelkeit zu genügen, trug sie noch immer die langen Locken, obgleich diese längst mit starkem Grau gemischt waren und versuchte ihre dürf-

tige Kleidung wenigstens durch Reinlichkeit so gut wie möglich zu verbergen. Was also bei einer anderen Dame in besseren Verhältnissen wahrscheinlich zur Lächerlichkeit geworden wäre, das wurde bei ihr zur Tugend, denn sie vernachlässigte nie ihre Kleidung und gab ihrer heranwachsenden Tochter Rosa schon frühzeitig ein gutes Beispiel.

Der schlaue Quirks, welcher dem Elsnerschen Ehepaar gegenüber ein Häuschen von düsterem unheimlichen Ansehen bewohnte, dessen Fensterläden meist fest verschlossen waren, hatte es bald weg, wo sich die verwundbare Stelle der sonst kalten und abstoßenden Frau befand. Da er seine Ursachen haben mochte, mit seinem Nachbarn, dem Kommissionär, im Frieden zu leben, um dessen Blicke nicht zu sehr auf seine in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllten Geschäfte zu ziehen, so schmeichelte er der Eitelkeit der törrichten Frau nach Kräften, bestärkte sie in dem Wahn ihrer noch immer in voller Blüte stehenden Körperreize und brachte ihr bei jeder Gelegenheit seine Huldigungen dar. Obgleich Quirks nur ein Unhold war, so nahm doch Frau Elsner in Ermanglung eines Besseren selbst die Aufmerksamkeiten dieses Unholds wohlgefällig an und vergaß schließlich über den Weihrauch, welcher ihr gestreut wurde, nicht allein dessen abschreckende Hässlichkeit, sondern erklärte den kleinen Kobold mit den schief gewachsenen Schultern schließlich sogar für einen Mann von großer Höflichkeit und seinen Manieren.

Quirks nannte sich Produkthändler. Von Zeit zu Zeit wurden auch kleine Ladungen von Lumpen, Makulatur, altem Eisen und andere Gegenstände dieser Art in sein Haus geschafft. Aber ebenso gewiss war es, dass mancher ver-

dächtig aussehende Geselle in dasselbe schlich und dass sich oft noch spät in der Nacht vorsichtig die Hintertür seines Hauses öffnete, um Sachen und Dinge hineinzulassen, die er Ursache hatte, vor den Augen der Menschen zu verbergen. Zeitweise hatte man auch schon um Mitternacht eine Polizeipatrouille bemerkt, welche um das Haus des Produkthändlers schlich oder von der Ferne die dort Aus- und Eingehenden beobachtete. Aber Quirks lachte dann jedes Mal höhnisch. Gleichsam, um die Sicherheitsbeamten zu necken, ließ er plötzlich einen scharfen gellenden Pfiff ertönen oder suchte sie selbst mit einem großen Hund in ihrem Hinterhalt auf. Seinen Nachbarn aber machte er dann am anderen Morgen weiß, es sei wieder einmal ein großer Diebstahl verübt worden, und die Polizei habe die Spur der Verbrecher bis in die Vorstadt verfolgt, wobei er sehr entrüstet hinzusetzte, dass, wenn es so fortginge, zuletzt kein ehrlicher Mann seiner Habe mehr sicher sein würde.

Als Rosa größer wurde und ihre Schönheit sich immer mehr zu entwickeln begann, ruhten die lüsternen Augen des Kobolds mit besonderem Verlangen auf ihr. Jedes Mal, wenn sie ausging, lugte er zum Fenster hinaus, grinste sie an und flüsterte ihr verliebte Schmeicheleien zu. Das junge Mädchen aber empfand von jeher einen tiefen Abscheu vor dem missgestalteten unheimlichen Menschen. Sie ging ihm aus dem Weg, wo sie konnte, und schlug, wenn sie dies nicht zu vermeiden vermochte, errötend und gleichzeitig mit einem Gefühl inneren Grauens den Blick vor ihm nieder.

Quirks grinste dann boshaft hinter ihr her. Wie es in solchen Fällen immer geschieht, wo man Widerstand findet,

so wurde dadurch auch seine Leidenschaft nur noch mehr angefacht. Aber er ging seinem Ziel mit kalter Ruhe entgegen. Da er wusste, mit wem er es zu tun hatte, so war er auch überzeugt, dass er dasselbe schließlich doch erreichen würde. Noch häufiger wie sonst besuchte er das Elsnersche Ehepaar und war in seinem Lob über die Liebenswürdigkeit, die seinen Manieren und das wunderbar frische Aussehen der eitlen Frau so unerschöpflich, dass diese darüber schließlich die abschreckende Hässlichkeit Quirks gänzlich vergaß und ihrer Tochter finstere Blicke zuwarf, wenn sie sich den zudringlichen Schmeicheleien und den freien Blicken des widerlichen Menschen gegenüber nur kalt und abstoßend benahm. Längst hatte der angebliche Produkthändler den Elsnerschen Eheleuten den Beweis geliefert, dass er ein mehr als wohlhabender Mann sei, längst waren sie wohl auch seine Schuldner, denn der schlaue Quirk wusste recht gut, dass man die Leute dadurch am ehesten von sich abhängig macht, wenn man ihnen Geldvorschüsse gewährt, die sie voraus-sichtlich nicht wiedererstatten können. Er wusste auch, dass solche Schulden häufig schon durch Aufopferung des Lebensglücks einer Tochter, die sich aus Liebe zu den Eltern entweder freiwillig zum Opfer brachte, oder welche geradezu in gemeiner Weise verschachert wurde, getilgt worden waren. Aber der raffinierte Bösewicht wollte ganz sicher gehen. So bemächtigte er sich auch noch des längst dem Trunk ergebenen Kommissionärs und bearbeitete ihn so lange durch teuflische Sophismen, bis diesem der letzte Rest von Gewissen verloren ging und er die Überzeugung mit nach Hause nahm, dass die sogenannte Moral nichts weiter als ein Phantom sei und dass man bei Ausübung eines solchen Kultus, welchen nur die

Reichen gegen die Armen erfunden hätten, verhungern könnte.

Quirks rieb sich über seinen wissbegierigen Schüler vernügt die Hände. Der durch den Trunk heruntergekommene Kommissionär wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um die Lehren des Meisters praktisch anzuwenden. So standen die Angelegenheiten, als Rosa auf einen Ball, den sie unter der Aufsicht einer alten Tante und in der Gesellschaft einer Cousine mitmachen durfte, den langen Architekten Otto Werner kennenlernte. Er war der erste Mann, welcher ihr mit zarter Höflichkeit, in gewinnender Form, entgegentrat. Bisher war sie ja von der Welt so ziemlich abgeschottet gewesen. Quirks, der Unhold, der meist halb trunkene Vater und die in ihrer Eitelkeit fast zur Närrin gewordene Mutter hatten ihr keinen hohen Begriff vom Leben beibringen können. Nun, beim hellen Schimmer der Gasflammen, bei der rauschenden Musik, mitten unter den heiteren, nur dem Genuss des Augenblicks nachjagenden Menschen, ging ihr plötzlich das Herz auf. Man tanzte, man plauderte, man trank, und bald kannte Otto Werner ziemlich genau ihre Lebensverhältnisse und hatte ohne sonderliche Mühe in Erfahrung gebracht, für welches Geschäft sie tätig war und zu welcher Zeit sie ihre Arbeiten ablieferte.

Rosa errötete verlegen, als ihr der junge Mann einige Tage danach ganz unerwartet auf der Straße entgegentrat, sehr achtungsvoll grüßte und ein Gespräch mit ihr anknüpfte. Vielleicht hatte er anfangs nur die Absicht, eine leichte Liaison mit seiner Tänzerin vom letzten Ball anzuknüpfen. Die Schönheit des jungen Mädchens, ihr bescheidenes Wesen, ihre anständige Haltung fesselten ihn aber

bald so, dass er an ein ernstes Verhältnis zu ihr dachte. Eines Abends, als er sie wieder begleitete, gestand er ihr seine Liebe, indem er offen hinzufügte, dass er ebenfalls arm sei und sich erst eine Zukunft erkämpfen müsse, die er aber dann mit ihr zu teilen bereit sei. Das Herz Rosas klopfte laut bei diesen Eröffnungen, denn der hübsche junge Mann, welcher sich so zuvorkommend zu benehmen wusste, war ihr keineswegs gleichgültig. Errötend verwies sie ihn an ihre Eltern, da sie es nicht für passend halte, hinter dem Rücken derselben eine Bekanntschaft anzuknüpfen.

Otto Werner war dies schon recht und eines Sonntags Nachmittag machte er sich auf den Weg, um sich der Familie Elsner vorzustellen.

Als die ehemalige *schöne Handschuhmacherin* hörte, dass sich ein »Architekt« um die Hand ihrer Tochter bewerbe, dachte sie zunächst an die eigenen zerrütteten Verhältnisse, an die Dürftigkeit, welche aus allen Ecken mit hohlen Augen hervorblickte, an Hans Schmalhals, der sich täglich zu Gast lud, und kam dabei zuletzt zu dem Schluss, dass dies doch endlich einmal ein Sonnenschein sei, welcher sich aus dem trüben Himmel ihres Lebens erwärmend auf sie herabsenke. Kurz entschlossen erklärte sie daher auch, dass, wenn Herr Werner es ehrlich mit Rosa meine, sie gegen die Fortsetzung der Bekanntschaft nichts einzuwenden habe. Freilich mischte sich auch hier wieder die ihr angeborene lächerliche Eitelkeit ein, indem sie erklärte, dass ihre hohe Verbindung mit einem gewissen Prinzen, der zuverlässig eines Tages wieder zum Vorschein kommen werde, ihr besondere Rücksichten auferlegten. Aber der Schluss ihrer Worte war doch wieder beruhigend durch die Bemerkung, dass sie hoffe, ihre Tochter eines Tages noch als *Frau Baurä-*

tin in die Arme schließen zu können.

So hätte wahrscheinlich dem Glück der Liebenden für den Augenblick nichts im Wege gestanden, wenn drüben in dem dunklen unheimlichen Haus der garstige verwachsene Kobold nicht plötzlich durch die Vorgänge in der Elsnerschen Familie, welche ihm selbstredend nicht fremd blieben, nun ebenfalls zum Handeln gereizt worden wäre.

Bisher hatte er Rosa schon im Stillen als sein Eigentum betrachtet und deren Heimführung nur als eine Frage der Zeit angesehen. Jetzt, da sie ihm entrissen werden sollte, loderten bei ihm alle Flammen der Eifersucht hoch auf, die Sinnlichkeit des Unholdes erwachte im verstärkten Maße und er überzählte die Mittel, welche ihm zu Gebote standen, um gegen das junge Paar einen tödlichen Streich zu führen. Er kannte die Menschen, mit denen er es zu tun hatte. Er wusste auch, dass Rosa, wenn es zum Äußersten kam, nicht die Kraft haben würde ihrer Mutter entschiedenen Widerstand zu leisten. So erhob er sich denn eines Tages mit grinsendem Gesicht und stattete Frau Elsner und deren Mann einen Besuch ab. Der Letztere schlug verlegen die Augen nieder, als sein Verführer so plötzlich eintrat, denn Quirks hatte ihn ja bereits im Netz und er wusste, um was es sich handelte. Die Dame aber mit den langen Locken und der koketten, freilich bereits etwas verblichenen Busenschleife bot ihm sehr entgegenkommend einen Stuhl an, denn auch sie besaß ihre Gründe, dem Nachbarn äußerst höflich zu begegnen, da der schlaue Quirks gerade in der letzten Zeit den bereits früher geleisteten baren Vorschüssen noch weitere in sehr freigebiger Weise hinzugefügt hatte. Nachdem Frau Elsner das bereits hundert Mal gehörte Kompliment über ihre »wunderbare jugendliche

Frische« gnädigst entgegengenommen und dadurch in eine sehr heitere Laune verletzt worden war, rückte der schlaue Quirks schließlich mit seinen wahren Absichten heraus.

»Was zum Kuckuck«, begann er spöttisch, »welch ein Vogel hat sich denn seit einiger Zeit hier eingenistet, Frau Nachbarin?«

»Ein Vogel? Meinen Sie das Spatzenpaar unter dem Dach?«

»Ha, ha, mag allerdings wohl nicht viel mehr sein, als so ein Spatz, der auch nichts weiter sein nennt, als die Federn, welche er auf dem Leib trägt. Scheint aber die besten Absichten zu haben, sich sein Nest hier zu bauen.«

Jetzt wurde es bei Frau Elsner Tag. »Sprechen Sie etwa von dem langen Werner, dem Herrn Architekten?«, fragte sie ziemlich missgelaunt. »Freilich, es ist kein Prinz, aber man macht auch nicht alle Tage die Bekanntschaft eines Prinzen.« »Die Gabe, einen solchen zu fesseln, fällt auch nicht jeder in den Schoß«, bemerkte Quirks, indem er dabei entgegenkommend seinen breiten Mund fletschte, wogegen die ehemalige »schöne Handschuhmacherin« sehr befriedigt lächelte.

»Wollen Sie nicht einen Schnaps trinken?«, fragte der Kommissionär, welcher bereits seit längerer Zeit mit der vor ihm stehenden Flasche geliebäugelt hatte. »Nein, ich danke. Was ich sagen wollte, Frau Nachbarin, welche Vorstellungen machen Sie sich denn eigentlich über den langen Windbeutel?«

»Windbeutel? Ein angehender Baurat wollen Sie sagen.«

»Ein angehendes Nichts und wahrscheinlich auch ein bleibendes Nichts«, höhnte der Produkthändler.

»Aber er sagte mir doch ...«

»Es gibt Leute, welche vieles sagen, und doch sehr wenig halten. Ein armer Schlucker, ohne alle Aussichten ist er, der, wenn es hochkommt, einmal als Bauschreiber in irgendeinem Büro angestellt wird.«

»Du mein Gott«, rief die Dame, »wenn das so ist ...«

»Dass es so ist, darauf können Sie sich verlassen, denn ich habe mich über das Herrchen genau erkundigt und das Resultat war, dass er die Miete für das Dachstübchen, welches er bewohnt, kaum aufzubringen vermag.«

»Für das Dachstübchen?« Frau Elsner machte eine Bewegung des Abscheus. »Ein Dachstübchen? ... Na, das fehlte gerade noch, so einen Hungerleider mehr an den Tisch zu bekommen!« Sie warf dabei ihrem Mann einen bezeichnenden Blick zu.

»Ich will Ihnen etwas sagen«, begann Quirks nun wieder, »ich bin zwar gerade nicht der Schönste.«

»Nun, Sie sind immer noch ein recht stattlicher Mann«, würgte Frau Elsner mit einer Augenverdrehung heraus.

»Aber ich habe ein gutes Herz«, fuhr der Produkthändler fort, »und ich bin auch imstande, eine kleine Zurücksetzung zu verzeihen.«

»Zurücksetzung? Ich wüsste doch nicht ...«

»Nun, lassen Sie es gut sein. Frauen sind leichtgläubig, der windbeuteliche Patron hatte Ihnen etwas in den Kopf gesetzt.«

»Es ist aus mit ihm«, rief Frau Elsner, »er darf nicht mehr meine Schwelle überschreiten!«

»Ich besitze ein Vermögen von zwanzigtausend Talern«, begann Quirks wieder.

»Ei ja, Sie sind ein Mann, vor dem man Respekt haben muss.«

»Alles mühsam und redlich erworben«, bemerkte der Schiefe, sich die Hände reibend.

»Wir rechnen es uns auch zur besonderen Ehre an, Sie unter unsere Freunde zu zählen.«

»Die Vorschüsse, die ich Ihnen leistete, machen schon eine ganz hübsche Summe aus«, fuhr der Kobold grinsend fort.

»Freilich, wir erkennen das mit Dank an. Sobald es die Verhältnisse gestatten, werden wir das Geld zurückzahlen.«

»Hat gar keine Eile«, erwiderte Quirks großmütig, »ich erwähne dies nur so nebenbei. Endlich ist da auch noch eine fatale Geschichte wegen eines Wechsels ...« Der Kommissionär trat dem Sprecher heimlich auf den Fuß und warf ihm einen bittenden Blick zu.

»Wegen eines Wechsels?«, wiederholte dessen Frau. »Ich wüsste doch nicht, dass wir Ihnen einen solchen ausgestellt hätten.«

»Sie nicht, aber ein gewisser leichtsinniger junger Herr brauchte Geld und da gab er denn Ihrem Mann als Kommissionär den Auftrag, ihm denselben zu versilbern. Als guter Nachbar wollte ich es ihm nicht abschlagen und zahlte ihm für das unsichere Papier ein hübsches Sümmchen, obgleich ich sonst derartige Geschäfte nicht mache. Na, kann mir's wohl denken, das Geld ist richtig abgeliefert und das junge Herrchen wird hoffentlich auch zahlen, wenn ich ihm das Papier am Verfallstag präsentiere.«

»Mann, was hast du getan?«, rief jetzt Frau Elsner, von einer unsäglichen Angst befangen. »Gestehe, was du mit dem Geld angefangen hast. Du hast es vertan, vertrunken, ich lese es auf deinem Gesicht!«

Dieser schlug verlegen den Blick nieder. »Es wird sich wieder herbeischaffen lassen«, stotterte er, »ja, es wird sich wieder herbeischaffen lassen ...«

»Es wäre auch sehr schlimm, wenn dies nicht möglich sein sollte«, grinste wieder der Kobold und fletschte die Zähne. »Nehmen's verdammt streng mit solchen Sachen am Gericht, sehen's gleich als Betrug an und diktieren Zuchthaus.«

»Oh ich arme unglückliche Frau!«, schrie darauf hin die Mutter Rosas, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend. »Pfui über den Trunkenbold, der sich nicht scheut, eine Familie in Schande und Elend zu stürzen!«

»Na, soweit soll es nicht kommen, Nachbarin«, bemerkte der Produkthändler begütigend. »Ich gebe den Wechsel zurück, ich lösche Ihr Konto, aber eine Bedingung stelle ich dabei.«

»Sprechen Sie, alles ist mir recht!«

Der kleine missgestaltete Kerl rieb sich behaglich die Hände. »Man hat auch so seine Passionen«, sagte er, »man hat eben auch kein Fischblut in den Adern und kurz und gut, geben Sie mir Rosa zur Frau und ich will Ihnen dann sogar noch eine Leibrente aussetzen.«

Dieser unerwartete Antrag fiel doch wie ein Schlag auf das Herz der hoch aufhorchenden Frau. Einen Augenblick sah sie erstaunt auf. Aber der Kummer und die Sorgen und auch die sie quälende Eitelkeit hatten schon längst jedes bessere Gefühl bei ihr beseitigt. Nun, wo sich ihr auf einmal die Aussicht eröffnete, nicht bloß der Armut und der Schande zu entfliehen, sondern auch noch ihre Zukunft gesichert zu sehen, bedurfte es nur eines kurzen Kampfes, um sich zu entscheiden.

»Nachbar Quirks«, sagte sie, »ich wüsste nicht, wie meine Tochter besser versorgt sein könnte, als bei Ihnen, und eine gute Versorgung ist die Hauptsache für eine Frau. Diese Erfahrung habe ich an mir selbst leider zu meinem Nachteil gemacht. Ich nehme also Ihren ehrenvollen Antrag an und die Spielerei mit dem Architekten werden Sie wohl meiner Tochter verzeihen.«

»Hat gar nichts zu bedeuten«, antwortete dieser, »über solche Lappalien bin ich hinweg. Ist Rosa erst meine Frau, dann wird sie selbst über derartige Kindereien lachen. Aber darum bitte ich, in drei Monaten ist die Hochzeit, denn einen langen Bräutigamstand liebe ich nicht.«

»Und wegen der Leibrente?«

»Die wird notariell festgesetzt. Den Wechsel kann sich Papa Elsner noch heute bei mir abholen.«

Keine Ahnung hatte die arme Rosa, als sie am Abend heimkehrte, dass sie in so schmachlicher Weise verhandelt worden war. Bleich, zitternd, mit gerungenen Händen und unter hervorstürzenden Tränen hörte sie ihr Todesurteil, denn dem verwachsenen Ungetüm in die Arme geführt zu werden, war so gut wie der Tod unter langsamen Qualen. Aber Vater und Mutter blieben ungerührt, denn es handelte sich dabei um deren eigene Existenz, und alle Proteste des jungen Mädchens wurden rau, ja zeitweise sogar unter Drohungen beseitigt.

Wir wissen, dass Rosa nicht die Energie besaß, einen so schmachlichen Handel mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Die Furcht vor der Mutter, der Mangel an eigener Kraft verhinderte sie daran. Ihre Waffen waren Tränen und vielleicht würde sie in ihrer Verzweiflung den unseligen schon mehrere Male gefassten Entschluss des Selbstmordes

ausgeführt haben, wenn Otto Werner sie nicht getröstet und durch seinen Mut und seine beharrliche Ausdauer aufrechterhalten hätte.

So musste sie es denn freilich dulden, dass der widerliche unheimliche Geselle, aus dem düsteren Haus gegenüber, mit seinem gekrümmten Rücken wie ein Raubtier, das seine Beute im Auge hält, um sie herumschlich und ihr feine Schmeicheleien aufdrängte. Aber ihre volle Verachtung zeigte sie demselben wenigstens unverhohlen und welche Behandlung ihm zuteilwurde, als er einmal den Versuch machte, sich ihr zu nähern, haben die Leser bereits zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Quirks knirschte im Geheimen mit den Zähnen, aber äußerlich führte er seine Rolle auch weiter durch. »Ist sie erst meine Frau«, dachte er, »dann soll sie mich schon kennenlernen, dann entpuppe ich mich als Dämon. Bis dahin aber behalte ich die Maske vor, die Rache für die Verachtung, welche sie mir angedeihen lässt, folgt dann später nach!«

Wunderbar schlau spielte er seine Rolle, sorgsam wachte er darüber, dass keine Regung des Mitleids für das geopferte Kind die hartherzige Mutter beschlich und als das wirksamste Mittel benutzte er hierzu ihre törichte Eitelkeit.

Es ging auch jetzt, den Verhältnissen gemäß, im Elsner'schen Haus hoch her. Der künftige Schwiegersohn sorgte dafür, dass der Überfluss nicht abnahm. Immer nährlicher und bunter kleidete sich die in ihrer Aufgeblasenheit nun bereits zur halben Närrin gewordene Alte.

Schwefelkorn hatte mit Schwalbe die Personen des hier in Szene gesetzten Stücks nicht aus den Augen verloren.

»Den Kerl, den Quirks, hasse ich«, sagte er zum Doktor.
»Es ist eine gemeine Natur, die nicht das geringste Ge-

schick besitzt, mit Anstand zur Hölle zu fahren. Der Bursche verdient es schon, dass ich ihm ein Bein stelle und ihm seine Beute noch im letzten Augenblick abjage.«

»Da würden Sie mich sehr verbinden«, bemerkte Schwalbe. »Noblesse kleidet selbst den Teufel schön.«

»Meinen Sie?«, erwiderte Schwefelkorn grinsend. »Nun, so mag es drum sein. Halten Sie sich bereit, heute Abend gehen wir aus.«

»Wohin denn?«

»Wir wollen uns einmal diesen Otto Werner, diesen Architekten etwas näher besehen. Ich kenne ein Lokal, wo er jetzt jeden Abend in einer Ecke sitzt und hinter einem Schoppen sauren Wein Trübsal schwitzt.«

»Sie haben sich gewiss schon so einen kleinen Plan zurechtgelegt?«

»Ich bin allerdings nicht müßig gewesen und weiß, dass der Schuss, der Quirks, in diesem Augenblick wieder auf die Narrheit der alten eitlen Person stark spekuliert, die er in sein Netz gezogen hat. Vielleicht lässt sich aber diesmal der Spieß umkehren und ich hoffe, dass sich der schlaue Fuchs dann in der eigenen Falle fängt.«

»Sie machen mich ordentlich neugierig, erklären Sie sich doch näher.«

»Nicht doch«, rief Schwefelkorn abwehrend. »Wenn manche Leser im Voraus wüssten, was in einem Buch steht, so würden sie es gar nicht in die Hand nehmen. Also bezähmen Sie Ihre Neugier so lange, bis der Vorhang zum dritten Akt in die Höhe geht.«

Am Abend begaben sich unsere beiden Bekannten auf den Weg und traten in ein Weinlokal, das nur aus ein paar kleinen Zimmern bestand und zu dieser Zeit erst von weni-

gen Gästen besucht war. In einem derselben, in einer dunklen Ecke, saß ein Herr von etwa vierundzwanzig Jahren, der sich absichtlich hierher zurückgezogen zu haben schien, um seinen Gedanken nachzuhängen. Dass diese nicht die Heitersten waren, konnte man auf den ersten Blick erkennen. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte trübe vor sich hin. Augenscheinlich befand er sich in einem Zustand, wo man bereits jede Hoffnung aufgegeben hat, sich aber doch noch immer nicht von dem Glauben losreißen kann, dass sich schließlich noch ein rettender Ausweg finden lassen wird.

»Das ist unser Mann«, flüsterte der Baron Schwalbe zu, »lassen Sie uns neben ihm Platz nehmen.«

Otto Werner bemerkte es kaum, als die beiden Fremden sich ihm gegenüber niederließen. Nur flüchtig erwiderte er ihren Gruß, ja es schien ihm sogar unangenehm zu sein, von ihnen in seiner Einsamkeit gestört zu werden.

»Es ist etwas Jammervolles mit so einem Menschenkind, wenn es sich nicht mehr zu helfen weiß«, sagte der Teufel zu seinem Freund, dem Doktor, gewandt, leise im spöttischen Ton. »Da haben Sie wieder ein Beispiel, mein Lieber, wie es mit eurer so viel gerühmten Weisheit steht, denn schiebt sich irgendein unerwartetes Hindernis dazwischen, so nimmt es dann auch mit dem freien Willen, auf den ihr euch so viel zugutetut, ein klägliches Ende.«

»Von meinem Standpunkt als Philosoph denke ich ganz anders hierüber«, bemerkte Schwalbe etwas prahlerisch.

Schwefelkorn lachte ihm geradezu ins Gesicht. »Bleiben Sie mir doch mit Ihrer Philosophie vom Leibe, für die gebe ich keinen Pfifferling! Ich habe genug an euren philosophischen Staatslenkern und Doktrinärs, die experimentieren

auch so lange, bis sie schließlich alles in die größte Unordnung gebracht haben, ohne imstande zu sein, dafür etwas Neues, Dauerhaftes zu gründen. Wenn Sie zum Beispiel diesem jungen Herrn hier eine zwei Stunden lange philosophische Vorlesung halten wollten, glauben Sie wohl, dass Sie ihm damit helfen könnten, vorausgesetzt nämlich, dass er überhaupt Lust hätte, Sie anzuhören. Nein, praktisch muss man ins Leben hineingreifen, wenn man daraus Nutzen ziehen will, und praktisch will ich auch jetzt die Sache anfangen, um hier diesem beklagenswerten Träumer wieder Mut einzuhauchen.«

Dieses Gespräch war zwischen unseren beiden Bekannten ganz leise geführt worden. Nun wendete sich Schwefelkorn zu dem jungen Mann, der noch immer vor sich hinstarrte und sagte, sich höflich verbeugend: »Dies Lokal scheint nur wenig besucht zu sein.«

Otto Werner schien diese Anrede ziemlich unbequem, denn kurz antwortete er: »Wohl möglich, mein Herr, ich verkehre nur selten hier.«

»Je mehr ich Sie betrachte«, fuhr der falsche Baron zuvorkommend fort, »desto mehr drängt sich bei mir die Überzeugung auf, dass ich Sie schon irgendwo gesehen habe.«

»Ich wüsste doch nicht ...«

»Ganz gewiss. Richtig, jetzt erinnere ich mich! Einer meiner Freunde machte mich auf Sie aufmerksam. Um Vergebung, sind Sie nicht Architekt?«

»Allerdings bin ich das.«

»Und heißen Otto Werner?«

»Auch das trifft zu.«

»Nun, dann besteht hier kein Irrtum. Mein Freund erzählte mir da eine ganz anziehende Geschichte, die allerdings

viel Betrübendes für Sie enthält.«

»Wie, so wäre dieselbe schon so weit in die Öffentlichkeit gedrungen?«, fragte der junge Mann, indem er überrascht aufblickte.

»Nun, das kann man eben nicht sagen, aber es gibt Leute, welche sich für Sie interessieren und die Ihnen gern beistehen möchten, ohne dabei gerade genannt zu werden. Zu diesen Freunden gehöre auch ich.«

»Wie? Sie, mein Herr?« Die Augen des Architekten blitzten zum ersten Mal wieder auf.

»Allerdings, und ich kann sogar hinzufügen, dass ich in der Hoffnung herkam, Sie hier zu finden.«

»Aber wem habe ich denn die Ehre, mich gegenüber zu befinden?«

»Sie vergessen, dass ich eben nicht genannt sein will«, bemerkte Schwefelkorn lächelnd. »Der Name ist auch Nebensache, wenn nur der Zweck erreicht wird. Das Eine kann ich Ihnen sagen, dass ich nämlich Maler bin.«

Die Hoffnung, welche Werner für einen Augenblick belebt hatte, schien jetzt ebenso schnell wieder zu erlöschen. In einem Ton, der deutlich seine Enttäuschung aussprach, sagte er: »Ich glaube, Sie irren sich, mein Herr. Sie sind gewiss ein recht großer Künstler, aber Sie müssten ein Tausendkünstler sein, um mir erfolgreichen Beistand leisten zu können.«

»Nun, das wäre ja eben nicht unmöglich«, hielt der falsche Baron lachend dagegen. »Die Personen, mit denen Sie es zu tun haben, kenne ich sehr genau: die eitle, in sich selbst vernarrte Frau Elsner, den boshafte nichtsnutzigen Kobold, den Quirks, den dem Trunk ergebenen Kommissonär ...«

»Genug, genug, ich sehe Sie wissen Bescheid.«

»Ich will Ihnen noch mehr sagen. Jetzt eben ist dieser Quirks auf ein Mittel verfallen, um die alte Närrin noch enger an sich zu fesseln. Je mehr sich Rosa sträubt, je unverschämter sie ihren Abscheu gegen den unheimlichen Gesellen zu erkennen gibt, desto heller werden die Flammen der Leidenschaft bei ihm angefacht. Natürlich bedarf er zur Verwirklichung seiner Wünsche unter diesen Umständen mehr als je zuvor des Beistandes der Mutter.«

»Das ist leider nur zu wahr. Ich muss alle meine Beredsamkeit anwenden, um die arme Rosa von einem verzweifelten Schritt abzuhalten. Wie es enden soll, weiß ich freilich nicht!«

»Nun, fassen Sie nur Mut, ich denke, wir zerstören doch noch dieses Werk.«

»Der Hölle«, fiel der Architekt verzweiflungsvoll ein.

Schwefelkorn schnitt ein Gesicht. »Nennen Sie es, wie Sie wollen«, sagte er, »auf den Namen kommt es nicht an. Auch der Teufel hat übrigens manchmal eine Stunde, wo er die Neigung fühlt, etwas Gutes zu stiften und dass Ihnen geholfen werde, dies wünschen Sie doch auf jeden Fall?«

»Ich bete täglich zu Gott.«

Jetzt wurde der falsche Baron fast unwillig. »Bleiben Sie bei der Sache, junger Herr.«

»Entschuldigen Sie«, stotterte Otto Werner verwirrt, indem er den sonderbaren Fremden etwas misstrauisch anblickte.

»Nun, Quirks kennt die grenzenlose Eitelkeit dieser alten Tollhäuslerin«, fuhr Schwefelkorn wieder lächelnd fort, »und er hat daher beschlossen, sie malen zu lassen. In der vollen Jugendfrische der Schönheit, mit den langen schwar-

zen Locken, den Augenblick vergegenwärtigend, wo ihr Prinz vor ihr kniet, soll sie in dem Bild dargestellt werden. Sie hat diese von ihr ersonnene Geschichte schon so oft erzählt, dass sie dieselbe nun selbst glaubt. Der kleine verwachsene Unhold rechnet ganz richtig, wenn er sich von der Wirkung dieses Gemäldes die größten Erfolge verspricht.«

»Das ist leider nur zu wahr«, bemerkte Werner, »ich kenne sogar den Maler, welchem die Arbeit übertragen ist. Er wohnt nur drei Häuser von mir. Rosa hat längst so etwas vermutet, denn sie musste ihre Mutter mehrere Male zu einer Sitzung bei dem Künstler begleiten. Dieser wurde freilich weisgemacht, es handle sich um ein für die Ausstellung bestimmtes Portrait von großer Schönheit und die alte Närrin fand sich natürlich sehr geschmeichelt, dabei als Modell zu dienen.«

»Ja, ja, so ist es«, bemerkte Schwefelkorn lachend. »Aber wissen Sie, ich denke, wir kehren den Spieß um.«

»Wieso?«, fragte der junge Mann etwas verduzt.

»Nun dies ist ganz einfach, wir schlagen den Quirks, den Schelm, mit seinen eigenen Waffen.«

»Ich darf ja nicht das Haus betreten.«

»Das ist auch nicht nötig, lassen Sie mich nur machen. Heute über acht Tage ist der Geburtstag der Mutter und dann wird das Gemälde abgeholt. Habe ich nicht recht?«

»Allerdings. Ich bin erstaunt, wie genau Sie über alle Verhältnisse unterrichtet sind.«

»Nun, ich sagte Ihnen ja, dass ich mich für Sie interessiere. Jetzt hören Sie weiter. Etwa in sechs Tagen werden Sie von mir eine fest verschlossene Kiste empfangen. Was darin ist, kümmert sie nicht, aber seien Sie wachsam und hal-

ten Sie für alle Fälle zwei flinke Burschen bereit, auf die Sie sich verlassen können. Die letzte Instruktion gebe ich Ihnen dann noch persönlich. Und nun fassen Sie wieder Mut, denn es steht Ihnen ein Freund zur Seite, welcher den ernstlichen Willen hat, Ihnen die helfende Hand zu reichen.«

An welche Hoffnung klammert sich der Unglückliche nicht an! ... So erging es in diesem Augenblick Otto Werner. Obgleich ihm das Ganze wie ein Märchen aus *Tausend und eine Nacht* vorkam, so hatte doch der angebliche Maler einen so zuversichtlichen Ton angeschlagen, dass er sich gern dem Glauben hingab, dieser werde seine Versprechungen auch wahr machen. Neu belebt blitzten seine getrübbten Augen wieder auf und in warmen Worten sprach er seinen Dank aus. Schwefelkorn ließ frischen Wein kommen und Schwalbe lächelte versteckt, als er sah, wie der Baron heimlich in die Flasche blies, denn er selbst hatte ja die Wirkung dieses Teufelsstückchens bereits mehr als einmal kennengelernt.

Auch der falsche Baron lächelte. »Glauben Sie denn«, flüsterte er unserem Bekannten zu, dass es Mephisto möglich gewesen wäre, die Szene im Auerbach'schen Keller, welche Ihr Goethe so meisterhaft beschrieben hat, zustande zu bringen, wenn er der lustigen Zechgesellschaft nicht in derselben Weise den Wein gemilcht hätte? ... Ha, ha, ihr Menschenkinder mögt euch sträuben, wie Ihr wollt, aber wahr bleibt es doch immer, was wäre euer Wein, was wären eure Frauen, was wäre das ganze Leben in seiner aschgrauen Wirklichkeit, wenn ich und meine Kollegen nicht mitunter etwas Abwechslung hineinbrächten! ...«

Es war schon spät, als die drei Herren sich trennten. Der

Architekt war ein ganz anderer Mensch geworden. Der Wein hatte wunderbar auf ihn gewirkt, er fühlte sich plötzlich als Titan und würde imstande gewesen sein, statt des Himmels noch in derselben Nacht das Haus seines verhassten Feindes Quirks zu stürmen, wenn ihn sein neuer Freund, der angebliche Maler, nicht davon abgehalten hätte.

Acht Tage später ging es bei der Familie Elsner hoch her. Es war der Geburtstag der Dame mit den langen Locken und drüben, der angehende Schwiegersohn, hatte unter einem pfiffigen Lächeln angekündigt, dass er sie zu ihrem Wiegenfest mit etwas ganz Besonderem überraschen werde. Im höchsten Schmuck, mit unzähligen bunten Bändern und Schleifen beklebt, einen Zypressenkranz zum Zeichen der Trauer über den abhandengekommenen Prinzen in den Haaren, saß die alte Närrin am Fenster und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

»Ich will es dir nur im Vertrauen mitteilen«, sagte ihr Mann, welcher heimlich bereits eine Flasche Wein ausgetrunken hatte und dadurch etwas redselig geworden war. »Er hat dich heimlich in Lebensgröße malen lassen, und zwar in dem Augenblick, wo dein Prinz zu deinen Füßen liegt.«

Die Augen der ehemaligen »schönen Handschuhmache rin« leuchteten vor Entzücken. »In Lebensgröße? ... Mein Prinz zu meinen Füßen? ... Welche erhabene Idee - nein, ich hätte doch niemals geglaubt, dass das kleine Ungeheuer einen so guten Geschmack zu entwickeln vermöchte!«

»Deshalb ist ja eben Quirks auch noch nicht hier. Er wartet auf das Bild.«

»Er wartet auf das Bild? Nun, von hier aus kann ich alles,

was auf der Straße vorgeht, beobachten.« Mit den Zeichen der ungeduldigsten Erwartung blickte sie durch die halb erblindeten Fensterscheiben.

Ungefähr um dieselbe Zeit stand auch Otto Werner am Fenster und hielt das Haus seines Nachbarn, des Malers, unverwandt im Auge.

Endlich öffnete sich die Tür desselben und zwei Männer traten mit einer verschlossenen Kiste heraus.

Der Architekt zuckte zusammen. »Jetzt ist es Zeit«, sagte er, sich an ein paar Leute wendend, die sich bereits seit längerer Zeit in seinem Zimmer befanden. »Geschwind, nehmt die Kiste, Ihr habt doch meine Instruktion nicht vergessen?«

»Wir wissen Bescheid«, antworteten diese, und folgten eiligst unserem Bekannten.

An der Ecke der nächsten Straße holten Sie die Träger ein.

»Halt, halt!«, rief diesen Werner schon von Weitem entgegen.

»Was gibt es?«, fragten die beiden Leute stehen bleibend.

»Eine schöne Geschichte! Na, das hätte zu einer guten Verwechslung führen können.«

»Wieso denn?«

»In der Eile gab man Euch ein ganz anderes Bild mit, ein Genrebild - einen Esel darstellend, der hinten ausschlägt. Herr Professor Steiner hat mich Euch mit dem richtigen nachgeschickt. Hier diese Kiste, welche die beiden Männer tragen, enthält dasselbe. Geschwind, tauscht die beiden Bilder um, und dann schnell fort, denn die Sache hat Eile!«

Arglos befolgten die Träger diese Weisung und in kurzer Zeit waren sie den Augen des Architekten entschwunden, welcher sich jetzt befriedigt über die gelungene List die

Hände rieb.

Eine Viertelstunde später rief Frau Elsner von ihrem Beobachtungsposten aus:

»Da kommen Sie! Da kommen Sie! Oh, mein Prinz, nun werden wir uns nach so langer Trennung doch endlich in Öl wiedersehen!«

In der höchsten Aufregung lief sie im Zimmer auf und ab, während ihr Mann diesen günstigen Augenblick benutzte, um eine zweite Flasche Wein halb zu leeren.

Endlich öffnete sich die Tür, und Quirks, einen mächtigen Blumenstrauß in der Hand und gefolgt von zwei Leuten, die eine Kiste trugen, trat ein.

»So! Setzt eure Last nur mitten hier ins Zimmer. Da, nehmt! Schon gut, schon gut, heute ist ein Tag, der mich zur Freigebigkeit stimmt!«

Als die Familie sich wieder allein befand, begann er: »Hochverehrte Frau Schwiegermutter! Zunächst diesen Strauß, blühend und duftend wie Sie selbst.«

Die ehemalige schöne Handschuhmacherin knickte sehr tief und sehr gnädig.

»Dann - ich habe mir erlaubt, Ihnen noch eine andere Überraschung zu bereiten.«

»Eine Überraschung? Ei, was kann das wohl sein? Vielleicht eine Kiste mit Nürnberger Pfefferkuchen?«

»Nein, aber süß wird es Ihnen auch schmecken, Sirup ist nichts dagegen!«

Der Leser ersieht hieraus, dass Quirks auch poetisch sein konnte, wenn er wollte.

»Mein Gott, so öffnen Sie doch, ich sterbe vor Ungeduld!«

»Papa Elsner, ein Beil!«

Papa Elsner brachte das Begehrte dienstbereit herbei,

Quirks kniete nieder - jetzt ein kräftiger Ruck, dann noch einer und plötzlich flog der Deckel in die Höhe und der Kobold war der Erste, welcher vor Schreck auf den Rücken fiel, während Frau Elsner, grün und blau im Gesicht, wie eine Kröte anschwell und ihre Augen Blitze schleuderten.

Der Anblick, welcher sich ihr darbot, war aber auch grauenerregend und beschimpfend genug. In Lebensgröße sah sie sich allerdings im Bild, aber mit weit herausgestreckter Zunge mit einer zinnberroten Nase, alle Farben des Regenbogens im Gesicht und statt der langen schwarzen Locken an jeder Seite eine Bratwurst. Zu ihren Füßen krümmte sich aber ein Drache und mit großer, in die Augen springender Schrift, war die Unterschrift *Des Teufels Großmutter* angebracht.

Quirks war der Erste, auf welchem die ganze Wucht des Zornes der in ihrer Eitelkeit so tief verletzten Frau niederfiel.

»Molch, falscher, nichtsnutziger, kriechender, Gift spritzender Wurm«, schrie sie, »fort aus meinen Augen! Ich, vor der einst der Schönste aller Prinzen liebe glühend kniete, des Teufels Großmutter! ... Fort, garstige Kröte, fort, alte Eidechse! ...« Der energisch erhobene Fuß der ästhetischen Dame bedrohte den Kobold.

»Ich bin unschuldig, ich bin unschuldig!«, rief Quirks, der sich inzwischen wieder erhoben hatte. »Hört mich - glaubt mir - ich selbst bin ja das Opfer einer schändlichen Kabale - man hat mich bei Euch verdächtigen wollen - oh die Schurken, die Schelme, die Spitzbuben, einem so ehrlichen Mann, wie ich bin, ein solches Bein zu stellen!«

Aber die in ihrer Eitelkeit tödlich verletzte Frau Elsner geriet bei jedem neuen Blick, den sie unwillkürlich auf ihr

Konterfei warf, in erneuerte Wut.

»Ein Schelm, eine alte Blindschleiche, ein garstiger Basilisk seid Ihr, den die Leute das Schlimmste nachsagen«, flog es über ihre Lippen. »Und seht, so wie ich jetzt das schändliche Machwerk Eurer Nichtsnutzigkeit hiermit vernichte, Ihr alte Kreuzspinne.« Und hiermit trat sie mit dem Fuß mitten in das Bild, dass es krachend auseinanderborst. »Ebenso zerreiße ich den Vertrag, welchen ich mit Euch geschlossen habe, und jage Euch aus meinem Haus und gebe Euch den wohlgemeinten Rat, die Schwelle desselben nie wieder zu betreten, Ihr alter missgestalteter Kater!«

Nun war aber auch Quirks Geduld erschöpft und boshafte, rachsüchtige diabolische Glut schoss aus seinen Augen. »Frau, besinnt Euch, was Ihr sprecht«, kreischte er. »Frau, Ihr habt eine böse Zunge, aber Rosas wegen, die Ihr mir verkauft habt, die mein ist - unwiderruflich mein!« Hier verzog sich sein garstiges Gesicht krampfhaft. »Des Mädchens halber also, will ich Euch Eure Worte verzeihen, wenn Ihr zur Vernunft zurückkehrt!«

»Da, hier hast du meine Antwort, du alter Lindwurm«, schrie aber Frau Elsner. »Fort aus meinen Augen!« Im rasenden Zorn ergriff sie mit beiden Händen das verhängnisvolle Bild und schleuderte es gegen den Produkthändler, welcher eben noch Zeit gewann, dem Wurf auszuweichen.

Jetzt fletschte aber auch dieser wie ein wildes Tier seinen breiten ungestalteten Mund so, dass die beiden gelben Zähne weit hervorblickten und auf seiner Flucht innehaltend und sich noch einmal auf der Schwelle der Tür umwendend, ballte er seine dicke Faust und schrie drohend: »Ihr seid mein, Ihr seid mein, ich habe Euch beim Halse! Hinaus treiben werde ich Euch aus dieser Wohnung, auf die Straße

werde ich Euch setzen nackt und bloß. Das Letzte werde ich Euch nehmen und im Staub sollt Ihr dann vor mir kriechen und als eine Gnade sollt Ihr es dann noch ansehen, wenn ich Eure Tochter zum Weibe nehme!«

Ohne eine weitere Antwort seiner erzürnten Gegnerin abzuwarten, stürzte der Kobold unter einem lauten höhnischen Gelächter zum Haus hinaus, während Frau Elsner erschöpft auf einen Stuhl sank, krampfhaft aufatmete und schließlich unter den heftigsten Zuckungen in Tränen ausbrach.

Da näherte sich ihr Rosa leise, legte den Arm um ihren Nacken und sagte mit sanfter begütigender Stimme: »Danket den Himmel, Mutter, dass es so gekommen ist. Es war eine Fügung Gottes, der Euch noch im letzten Augenblick vor einer großen Sünde bewahren wollte.«

Die eitle Frau saß starr und steif, sie konnte sich noch immer nicht von dem ihr angetanen Schimpf erholen. Die Illusion, mit der sie sich in ihrer Narrheit so viele Jahre herumgetragen hatte, war durch das abschreckende Bild mit einem Schlag zerstört worden. Aber eine gute Folge hatte der Auftritt doch gehabt, sie wehrte den Liebkosungen der Tochter wenigstens nicht. Schließlich presste sie unter einem schweren Seufzer sogar heraus:

»So sind wir den Unhold doch endlich los und du bist wieder frei, Rosa, denn schwer hat es mir doch immer auf dem Herzen gelegen. Jetzt ist es mir, als wäre mir eine Binde von den Augen genommen worden.«

Das junge Mädchen jauchzte hoch auf, krampfhaft umschlang es die Mutter und auch diese drückte dasselbe jetzt warm ans Herz und blickte ihm im Bewusstsein des zugefügten Unrechts gerührt, ja fast bittend in die mit Tränen

gefüllten Augen.

Am anderen Tag war große Bewegung in der Vorstadt. Das Haus des unheimlichen Quirks wurde plötzlich von Polizeimannschaften umstellt und ihn selbst führte man fest geschlossen heraus, während ganze Warenballen auf die Straße geschleppt und auf einen bereitstehenden Wagen geschafft wurden.

Einen giftigen rachsüchtigen Blick warf das Ungetüm, den Elsner'schen Eheleuten zu, als es gefesselt an ihnen vorübergeführt wurde.

Die Mutter Rosas aber hielt sich beide Hände vors Gesicht und zusammenschauernd murmelte sie: »Mein Herr und Gott, welche Sünde war ich im Begriff an meinem armen Kind zu begehen!«

Die Wahrheit wurde nun offenkundig. Die Behörde war einer weitverzweigten Verbrecherbande auf die Spur gekommen, die längst schon durch Diebstahl und verwegene Einbrüche die Stadt unsicher gemacht hatte. Quirks war das Haupt derselben, in unterirdischen versteckten Räumen hatte er das gestohlene Gut geborgen, sein angesammeltes Vermögen hatte er als einer der gefährlichen Hehler erworben.

Niemand jauchzte mehr als der junge Werner, als er die Kunde von den hier erzählten Vorgängen erhielt. Entmutigt senkte er zwar den Kopf, wenn er daran dachte, wie sehr die Eltern Rosas durch den engen Verkehr mit einem solchen Menschen nun in den Augen ihrer Nachbarn bloßgestellt wurden. Aber seine Liebe war ja eine aufrichtige und innige, er war ein guter Mensch und jetzt hatte er Gelegenheit, durch Großmut das Böse, was man ihm ange-

tan hatte, zu vergelten.

Er wollte fort, um die Familie in ihrem Kummer zu trösten und zuerst die Hand zur Verhöhnung zu bieten.

Schwefelkorn hielt ihn zurück, indem er sagte: »Gedulden Sie sich nur noch eine kurze Zeit, dies erbitte ich mir als ein Zeichen Ihres Dankes, für die Teilnahme, welche ich Ihnen gezeigt habe, denn zugeben werden Sie müssen, dass das verhängnisvolle Bild doch zunächst dazu beigetragen hat, die alberne alte Frau auf bessere Gedanken zu bringen. Nicht als Bittender, sondern als Triumphator sollen Sie ihren Platz wieder bei der Familie Elsner einnehmen. Dazu habe ich mir einen harmlosen Scherz ausgedacht, an dessen Ausführung ich mich nicht wünsche, verhindert zu sehen.«

»Selbstredend untersagt mir dies meine Dankbarkeit gegen Sie«, erwiderte der junge Architekt. »Lassen Sie also Ihrer Laune den Zügel schießen. Will sich die eitle Frau von Ihnen noch einmal, trotz der gemachten Erfahrungen, zum Besten haben lassen, nun, so ist das ihre Sache. Ich werde mich nicht einmischen.«

Einige Tage später erschien ein Herr von eleganter Haltung, der sogar ein paar Orden im Knopfloch trug, in dem kleinen Häuschen in der Vorstadt. Papa Elsner machte eine tiefe Verbeugung und erwartete nichts Geringeres, als einen gute Prozente abwerfenden Auftrag zu erhalten. Seine Frau knickte fast bis an die Erde und warf dem vornehmen Kavalier einen ihrer entgegenkommenden Blicke aus jener Zeit zu, wo sie noch als schöne Handschuhmacherin eine Rolle gespielt hatte.

»Ich habe doch die Ehre, mich Madame Elsner gegenüber zu besuchen?«, fragte der Fremde, sich respektvoll verbeu-

gend.

»Jawohl, mein Herr, womit kann ich dienen?«

»Eine hohe Mission führt mich zu Ihnen.«

Der Teufel der Eitelkeit begann sich bereits wieder bei der unverbesserlichen Frau zu regen.

»Mein hoher Gebieter, der Prinz Theobold ...«

»Der Prinz Theobold? Mein Prinz? Oh, ich wusste es wohl, dass er mich nicht vergessen haben würde!«

»Er hat in der Tat Ihr Gedächtnis stets heilig gehalten. Er trug sogar stets ein paar Handschuhe, die Sie ihm einst selbst angepasst haben, als Talisman auf der Brust!«

»Welche Ritterlichkeit!« Die Augen der alten Närrin verdrehten sich hochschwärmerisch.

»Er stand im Begriff, der Sehnsucht seines Herzens zu genügen und Ihnen nach langer Abwesenheit persönlich seine Aufwartung zu machen«, fuhr der Fremde fort, »als unerwartet ein Ereignis eintrat.«

»Brach vielleicht eine Achse an seinem Wagen?«

»Dies eben nicht, aber ein Schlaganfall zwang ihn plötzlich seine Reiseroute zu ändern und von dieser Welt für immer Abschied zu nehmen.«

»Oh, mein armer Prinz!«, stöhnte Frau Elsner und hielt beide Hände vors Gesicht.

»Derselbe Schlaganfall«, bemerkte der Unbekannte weiter, »verhinderte Seine Durchlaucht auch zu seinem Bedauern Ihnen, wie es in seiner Absicht lag, ein bedeutendes Legat auszusetzen.«

»Oh, der Edle! Ja, ein unauflösbares Band verknüpfte unsere Herzen!«

»Ich weiß es, Baron, sagte er zu mir - ich war sein erster Hofkavalier. Baron, bringen Sie der schönen Handschuh-

macherin meine letzten Grüße.«

»Seine letzten Grüße!« Frau Elsner trocknete sich jetzt mit dem Zipfel ihrer Schürze sehr schwärmerisch die Augen.

»Überbringen Sie ihr mein letztes Vermächtnis«, fuhr der Fremde fort.

»Sein letztes Vermächtnis! ... Oh, Gott!« Sie fasste nach ihrem Herzen.

»Sagen Sie ihr, ich hätte in Erfahrung gebracht, dass sie eine Tochter besitzt, welche in jeder Beziehung das Ebenbild ihrer unvergleichlichen Mutter ist.«

»Ihrer unvergleichlichen Mutter!« Die schwache eitle Frau verdrehte sehr kokett die Augen.

»Nun gibt es Dinge«, fuhr der Kavalier fort, »die sich den Augen der Welt entziehen.«

»Allerdings, mein Herr, ich begreife sehr wohl, besonders ein Prinz hat Rücksichten zu nehmen.«

»Nun, in hiesiger Stadt lebt ein junger Mann namens Otto Werner.«

Jetzt horchte Rosas Mutter hoch auf.

»Ein Geheimnis umgibt diesen jungen Mann.«

»Oh, jetzt verstehe ich!«

»Somit habe ich also nur noch Weniges hinzuzufügen. Da der Prinz Ihnen selbst nicht seine Hand reichen konnte, wie er es wohl stets gewollt hatte, so war sein Wunsch der, Rosa und Otto Werner vereint zu sehen. Dies ist sein letztes Vermächtnis, welches ich Ihnen hiermit pflichtschuldig überbringe.« Der Kavalier des verstorbenen Prinzen Theobold verbeugte sich und trat hofmässig einen Schritt zurück, um die Antwort abzuwarten.

Frau Elsner senkte theatralisch den Kopf und nahm eine tragische Stellung an. »Da es mir das unerbittliche Schick-

sal versagt hat, die Gemahlin eines Prinzen zu werden, so finde ich wenigstens eine Genugtuung darin, dass meine Tochter einen Vizeprinzen bekommt. Der Wille des Verbliebenen ist mir heilig, sagen Sie dies dem hohen Dahingeschiedenen.«

»Ich werde nicht ermangeln, darüber pflichtschuldigen Rapport abzustatten, sobald ich mit meinem Gebieter wieder in der anderen Welt zusammentreffe. Inzwischen leben Sie wohl, ich bin sehr glücklich, Ihnen mein Kompliment gemacht zu haben.«

Schwefelkorn, denn dies war der angebliche Kavalier, zog sich unter einer Grimasse zurück, welche die schöne Handschuhmacherin von ehemals als den Ausdruck tiefer Bewunderung für ihre Person ansah. Otto Werner erhielt schon den anderen Tag eine sehr höfliche Einladung, mit der Bitte, das Geschehene zu vergessen und ermangelte natürlich nicht, großmütig Verzeihung angedeihen zu lassen. Frau Elsner behandelte ihn von jetzt an sehr respektvoll und ging in ihrem Eifer mitunter sogar so weit, ihn »Vizedurchlaucht« zu nennen. Als er nach einigen Jahren zu festem Brot gelangte, heiratete er seine Rosa. Quirks hatte sich inzwischen im Gefängnis erhängt.

Zwölftes Kapitel

Wer die Wahl hat, hat die Qual

Herr Christian Pußkuchen war ein armer Schreiber am Landgericht und spielte selbst in dem kleinen Städtchen,

wohin ihn das Schicksal verschlagen hatte, eine äußerst untergeordnete Rolle. Nur sehr wenige Leute gaben sich die Mühe, vor ihm den Hut zu ziehen, desto häufiger und desto tiefer musste er sich aber selbst bücken, denn nirgends fand die Vettern- und Basenschaft einen ergiebigeren Boden wie in Gänsebach und da hatte ein Mann wie unser Held gar viele Rücksichten zu nehmen, um sich nicht Feinde zu machen und sich nicht der Gefahr auszusetzen, seinen zu jeder Zeit kündbaren Posten durch irgendeine Kabale zu verlieren.

Jahr aus Jahr ein trabte Christian Pußkuchen schon des Morgens acht Uhr zum Gerichtsgebäude und einen Tag wie den andern spitzte er dort seine Feder und schrieb, bis ihm die Finger wehtaten, dicke Aktenhefte, verzehrte regelmäßig um elf sein mageres in Papier gewickeltes Butterbrot und blickte während der Erholungspause durch die Fensterscheiben und erlaubte sich bei dem lieben Gott ganz leise die bescheidene Anfrage, warum er ihm denn nicht ein eben solches Vollmondgesicht verliehen, wie drüben dem Kronenwirt, der sich eben behaglich die Sonne auf seinen breiten Rücken scheinen ließ, und weshalb es ihm denn nicht vergönnt sei, ein Faullenzerleben wie dieser zu führen und nebenbei auch noch behaglich mit den blanken Talern in der Tasche zu klappern.

Das half aber alles nichts, die Frage des armen Schreibers blieb unbeantwortet, die Welt ging ihren gewöhnlichen Gang, er selbst nahm um kein Haar breit zu und vor wie nach musste er die Aktenstöße füllen, ohne dass sich seine Einnahmen dadurch auch nur um etwas gebessert hätten.

Ein rechter Trost war es für Christian Pußkuchen, dass er bei einer armen Witwe Aufnahme gefunden hatte, die ihn,

trotz seiner Dürftigkeit und ungeachtet des Wenigen, was er ihr zu bieten vermochte, doch mit Aufmerksamkeit behandelte und seinen freilich nur geringen Wünschen stets mit Bereitwilligkeit entgegenkam. Das größte Verdienst hierbei hatte freilich deren Tochter Hannchen, ein stilles verständiges sinniges Mädchen, auch schon über die erste Jugendblüte hinaus, aber doch noch ganz frisch und appetitlich und immer noch um etwa zehn Jahre jünger wie der bereits etwas ausgetrocknete Schreiber. Und wie dieser mit der Feder, so musste jene sich mit der Nadel sauer genug ihr Brot verdienen. Und wenn der Erstere noch spät beim matten Schein der Lampe Kopialien anfertigte, um sich einen kleinen Nebenverdienst zu erwerben, so saß jene noch ebenso spät und nähte, um die Ungeduld oder die Eitelkeit dieser oder jener eigensinnigen Kundin noch rechtzeitig zu befriedigen. Dabei verlor sie aber nie die Geduld oder den guten Willen, ja der Letztere reichte sogar so weit, dass sie noch Zeit fand, mit stets gleicher Bereitwilligkeit die freilich immer sehr defekte Wäsche ihres Mieters sauber auszubessern und sich auch des dünnen Röckchens desselben mitleidsvoll anzunehmen, wenn hier und da - was sehr häufig geschah - eine mürbe Naht platzte oder sich ein Knopf als mehr als reife Frucht von demselben ablöste.

Wir wollen nicht behaupten, dass sich Christian Pußkuchen gegen solche Aufmerksamkeiten gleichgültig zeigte, wir wollen auch nicht sagen, dass die noch immer frische und ansprechende Gestalt Hannchens das Herz des Schreibers ganz gleichgültig gelassen hätte. Im Gegenteil, nicht selten schweiften in mancher einsamen Stunde seine Blicke in die Zukunft und Hannchen, den Brautkranz in den Locken, tauchte dann als liebliches Bild an seiner Seite auf.

Aber seufzend wandte er sich jedes Mal von diesem anziehenden Gemälde ab, denn obgleich er allerdings die Hoffnung hatte, einst als Aktuar angestellt zu werden, so lagen doch vorläufig die Aussichten noch gar zu fern, um an die Begründung eines häuslichen Herdes zu denken. Und das sanfte verständige Mädchen - nun, wir wollen eben auch nicht behaupten, dass ihr Christian Pußkuchen ganz gleichgültig war und er hatte ja auch so manchen bedeutsamen Wink fallen lassen - aber an Geduld war sie ja von Jugend an gewöhnt. Mit der ihrem Geschlecht eigenen Ausdauer ertrug sie daher das Warten, solange die Hoffnung in ihrem Herzen lebte, das im Stillen im Auge gehaltene Ziel, wenn auch spät, aber doch endlich noch einstmals zu erreichen.

Für jetzt konnte Christian Pußkuchen nichts weiter tun, als Mutter und Tochter am Sonntag Nachmittag spazieren führen. Er tat dies mit einer gewissen Ritterlichkeit, indem er in der Buschmühle, dem gewöhnlichen Ziel ihrer Wanderungen, Kaffee und Kuchen bestellte und sich bei einigen festlichen Gelegenheiten sogar bis zur Schokolade und einer Flasche Wein hinaufschraubte, so wie er es sich auch nie nehmen ließ, Hannchen bei ihrem Geburtstag jedes Mal durch eine Aufmerksamkeit zu überraschen.

Jahr aus, Jahr ein, fuhr, wie gesagt, die spitze Feder des Schreibers über das Papier und nichts schien sich in seiner Lage ändern zu wollen, als eines Tages Christian Pußkuchen in ganz unerwarteter Weise aus seiner Monotonie aufgerüttelt wurde. Zuerst fasste er sich nach dem Kopf, um sich zu überzeugen, dass derselbe noch zwischen seinen Schultern stecke, dann machte er drei verwegene Sprünge und stieß dabei mit der Nase gegen ein altes Repositorium

und zuletzt war er nahe daran, das eben unter den Händen habende Aktenstück zum Fenster hinauszuerwerfen, besann sich aber noch zur rechten Zeit und begnügte sich damit, dasselbe mit sichtbarer Verachtung zur Seite zu schleudern.

Was war es denn nun, was den sonst so anspruchslosen, in seiner Gedrücktheit stets so bescheiden auftretenden Schreiber plötzlich so aufgereggt hatte? Ein Brief war am Gericht angelangt, und bald durchlief die Kunde davon das ganze Städtchen, wonach Christian Fußkuchen ganz unerwartet der Erbe eines Oheims geworden war, der sich bisher nur sehr wenig um ihn gekümmert zu haben schien. Der alte Mann hatte gespart und bei Inventarisierung seines Nachlasses fand sich ganz unerwartet ein Vermögen von zwanzigtausend Talern vor, die keinesfalls für den Neffen bestimmt gewesen waren, welche diesem aber nun durch eine Laune des Schicksals zufielen, denn den Verbliebenen hatte ganz unerwartet der Tod überrascht und ein Testament war nicht vorhanden.

Es ist merkwürdig, wie veränderte Glücksumstände den Charakter plötzlich ändern und wie auch die Menschen, einem solchen unerwartet glücklich Gewordenen gegenüber, auf einmal ganz anders werden. Schon auf dem Heimweg konnte dies unser Bekannter gewahr werden. Viele grüßten ihn, die ihn sonst nicht über die Schulter angesehen hatten. Andere drückten ihm beglückwünschend die Hand, manche stellten ihm sogar Geldmittel zur Disposition, wenn er solche vielleicht augenblicklich bedürfen sollte. Es war wohl kein Wunder, dass dem armen Schreiber der Kopf zu schwindeln begann und dass ihn der Hochmutsteufel beim Schopf fasste. Eine ganz andere Welt breitete sich jetzt vor seinen Blicken aus, die Quellen des Lebens sprudelten ihm

nunmehr entgegen, an denen er so oft als Durstiger gelegen hatte, ohne sich auch nur ein einziges Mal an ihnen laben zu können. Was in seiner Seele vorging, wusste er vielleicht in diesem Augenblick selbst noch nicht, aber bereits kamen die bösen Geister langsam herangeschlichen, und Hochmut und Eitelkeit flüsterten ihm verlockende Worte ins Ohr.

Auch bis in die Wohnung der Witwe Höfner war schon die Kunde von seinen veränderten Glücksumständen gedrungen. Als er nun in das kleine Stübchen trat, begrüßte ihn diese auf das Teilnehmendste, und auch Hannchen reichte ihm die Hand. Mit Tränen in den Augen sagte sie, dass sie um seinetwillen Gott von Herzen danke, dass es so gekommen sei und dass sie sich glücklich fühle, weil sie ihn nun auch glücklich sehe.

Was auch in der Seele des Schreibers vorgehen mochte, in diesem Augenblick würde er sich doch geschämt haben, solchen warm ausgesprochenen Wünschen einen kalten Dank entgegenzusetzen. Lächelnd erwiderte er daher den Händedruck und bewegt fügte er hinzu, dass auch sie beide nunmehr an seinem Glück teilnehmen sollten. Hannchen senkte den Kopf, und ohne dass sie wusste, weshalb, trat eine Verstimmung bei ihr ein. Der Sinn dieser Worte gestattete doch eine mehrseitige Auslegung. Herr Fußkuchen vermied es, auf eine nähere Erklärung einzugehen. Aber schon im nächsten Augenblick entschuldigte ihn auch wieder ihr gutes Herz - die neue Lage. Wie viele Gedanken mochten sich jetzt in seinem Kopf kreuzen? Konnte man denn verlangen, dass er gleich mit einer Erklärung hervorträte? Nein, sie tat ihm unrecht. Mit der gewöhnlichen Unbefangenheit lächelte sie ihm schon in der nächsten Minute wieder zu, als er sich im Gespräch wieder an sie wendete.

Es gibt genug Leute, welche stets bereit sind, sich dem Glücklichen anzuschließen und ihm ihre Dienste anzubieten, ebenso wie sie denjenigen schleunigst verlassen, welchen die launenhafte Fortuna den Rücken zukehrt. So fand auch jetzt Christian Pußkuchen auf einmal Gönner zur Genüge, die bereit waren, ihm die Brücke zu schlagen, mit deren Hilfe er aus seiner engen Gerichtsstube zunächst in die Bürgerressource und dann in die höheren Familien des Städtchens eingeführt wurde. Zuerst benahm er sich allerdings verlegen und linkisch, als er aber sah, wie man ihm von allen Seiten mit Aufmerksamkeit entgegenkam, als man tat, als sei nie ein armer Schreiber namens Christian Pußkuchen vorhanden gewesen, als selbst jetzt die vornehmsten und stolzesten jungen Damen ein entgegenkommendes Lächeln und ein offenes Ohr für ihn hatten, da gewöhnte er sich selbst bald an seine veränderte Lage. Schneller als er geglaubt hatte, trat die Vergangenheit mit ihren unliebsamen Erinnerungen bei ihm immer mehr in den Hintergrund zurück.

Er wohnte zwar noch bei der Witwe Höfner, aber nicht etwa aus Anhänglichkeit für die brave Frau, die sich in seiner Armut so uneigennützig seiner angenommen, sondern weil er den Entschluss gefasst hatte, auf einen Monat zu der Residenz zu gehen und weil er es daher nicht mehr der Mühe wert hielt, eine größere Wohnung zu mieten. Er sprach zwar noch nach wie vor freundliche Worte mit Mutter und Tochter, aber jetzt doch nur noch flüchtig und mit größerer Zurückhaltung. Man konnte es ganz gut gewahr werden, dass er es absichtlich darauf anlegte, die Kluft zwischen sich und diesen einfachen, aber braven und uneigennütigen Menschen nach und nach unvermerkt immer grö-

ßer werden zu lassen. Mit einem Wort, der Hochmutsteufel hatte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als sich bei Christian Pußkuchen häuslich einzurichten. In seinem Gefolge waren die Undankbarkeit, die Selbstsucht, die Eigenliebe und andere Laster erschienen, um ebenfalls bei ihm Quartier zu nehmen.

Frau Höfner merkte sehr wohl die Veränderungen, welche mit dem ehemaligen Schreiber vorgegangen waren, und verdenken konnte man es ihr wahrlich nicht, wenn sie sich darüber, ihrer Tochter gegenüber, mit einiger Bitterkeit aussprach.

»Da siehst du den Dank, welchen wir ernten«, sagte sie zu dieser. »Auf einmal sind wir ihm zu klein und zu gering geworden, der vornehmen Gesellschaft gegenüber, mit der er jetzt umgeht. Schämt er sich nunmehr unser? Wenn er sich auch scheut, es auszusprechen, so sehe ich es ihm doch deutlich an, dass er nur auf eine passende Gelegenheit wartet, um uns in ganz entschiedener Weise für immer den Rücken zu kehren.«

»Welche Verpachtungen hat er denn aber eigentlich auch gegen uns?«, bemerkte Hannchen mit mehr Ruhe als erwartet werden durfte. »Schön finde ich es allerdings auch nicht von ihm, dass er die Vergangenheit so schnell gänzlich vergessen konnte. Aber wenn wir auch arm sind, so haben wir doch auch unseren Stolz und wir werden am besten daran tun, wenn wir uns nichts von den uns zugefügten Kränkungen anmerken lassen.«

Im Stillen entschlüpfte aber doch dem braven, mit einem vortrefflichen Herzen ausgestatteten Mädchen mancher Seufzer. Mehr als einmal war es vorgekommen, dass ihre Augen sich mit Tränen gefüllt hatten, wenn sie in schlaflo-

sen Nächten der Hoffnungen gedachte, die, so bescheiden dieselben auch immer gewesen waren, doch das Ziel ihrer stillen Wünsche gebildet hatten und welche von dem ehemaligen Schreiber ja selbst durch gar nicht missverstehende Andeutungen und Hinweisen genährt worden waren.

Als dieser aber nun eines Morgens im Reiseanzug in das kleine Wohnzimmer trat und erklärte, er komme, um nun für längere Zeit Abschied zu nehmen, da er sich zu der Residenz begeben, und dabei einen Fünfigtalerschein hervorzog und die Witwe bat, denselben als Ausgleich für die mancherlei Gefälligkeiten anzunehmen, die er von ihr erfahren hatte, da senkte sich doch ein tiefer Stachel in das ohnedem schon so schwer verletzte Herz des armen Hannchens. Abwehrend mit der Hand winkend, flossen ihre Augen über, während sie der Mutter einen bittenden Blick zuschickte. Und diese verstand den Wink. Selbst in ihrem Stolz verletzt und von Unwillen erfüllt über solches rücksichtsloses Benehmen, schob sie die Banknote zurück. Pußkuchen mit einem strafenden stolzen Blick messend, sagte sie ruhig: »Freundschaftsdienste ließen sich nichts bezahlen, und wenn sie sich beide auch in beschränkten Verhältnissen befänden, so wären sie doch nicht die Leute, welche sich auf diese Weise abfinden ließen und er möge nur ruhig reisen, denn davor sei er sicher, von ihnen jemals belästigt zu werden.«

Freilich stieg Herrn Pußkuchen, als die einfache Frau ihn in so würdiger Weise abfertigte, das Blut ins Gesicht. Er stotterte eine Entschuldigung, aber zuletzt strich er doch das Geld ruhig ein. Als sei er einer Last enthoben, atmete er erleichtert auf, als er das kleine Häuschen hinter sich hatte und schnell die Straße entlang eilte, um sich zum Bahnhof

zu begeben.

Völlig verändert in seinem Äußeren und seinem Benehmen kehrte der frühere Schreiber aus der Residenz zurück. Seine Garderobe entsprach jetzt allen Ansprüchen der Mode, obgleich die Zusammensetzung derselben eine ziemlich bunte und geschmacklose war. Sogar ein Lorgnon trug er an goldener Kette und mit Anstand hatte er gelernt, Champagner zu trinken und Austern zu essen. Als er aber auf dem nächsten Ball sogar mit großer Sicherheit Contre, Quadrille und Schottisch tanzte, da wurde er von sämtlichen Damen Gänsebachs einstimmig als das Muster eines vollendeten Gentlemans erklärt. Für die nächsten vierzehn Tage hatte er so viele Einladungen, dass der Rahmen seines Spiegels dieselben kaum zu fassen vermochte. Die Witwe Höfner grüßte er jetzt nur noch als *grand Seigneur*, wenn er ihr begegnete. Und Hannchen ging er so viel wie möglich aus dem Weg, denn ein Rest von Gewissen war ihm doch noch geblieben.

Für unseren Pußkuchen begann jetzt aber die Zeit, wo sich die Wahrheit des Sprichworts bewährte: »Wer die Wahl hat, hat die Qual.« Sein Stolz und sein Ehrgeiz waren erwacht und je mehr ihm in dem kleinen Städtchen geschmeichelt und entgegen gekommen wurde, desto höher schraubten sich seine Ansprüche. Die Vergangenheit lag längst hinter ihm, die Menschen, welche gegen die Unglücklichen ein so gutes Gedächtnis haben, kannten dieselbe jetzt, dem Glücklichen gegenüber, nicht mehr. Alle Türen waren ihm geöffnet, die Väter wurden täglich vertrauter mit ihm, die Mütter entdeckten jede Woche neue Tugenden und Liebenswürdigkeiten an Herrn Pußkuchen. Aus blauen und schwarzen, aus braunen und grauen Augen

strahlten ihm einladend der Hoffnung Sterne. Überall, wo er erschien, empfing ihn nur ein entgegenkommendes Lächeln, dargebracht von schönen und unschönen Lippen, denn die jungen (häufig auch die nicht mehr jungen) Damen zu Gänsebach waren in manchen Dingen ihren Schwestern anderwärts vollkommen ähnlich. Zu diesen Dingen gehörte vornehmlich der Wunsch, möglichst bald und in möglichst vorteilhafter Weise unter die Haube zu kommen. Christian Pußkuchen merkte freilich nicht, dass sie zunächst seine zwanzigtausend Taler so reizend und in jeder Beziehung so tadellos fanden und dass sie aus Rücksicht hierauf Aufopferung genug besaßen, ihn als fünftes Rad am Wagen mit in Kauf zu nehmen. Aber was tat das, es war dies ein kleines Malheur, welches täglich jungen Herren und jungen Damen, auch alten Herren und alten Damen passiert und en fin! Man lässt sich gegenseitig nichts merken, die liebe Eigenliebe hilft auch dabei, man hält sich trotzdem und alle dem für sehr liebenswürdig und interessant. Und siehe da! Ist einmal der eheliche Karren im Gange, so geht es besser als man geglaubt hat, wenn er auch mitunter etwas knarrt, und die Welt nennt das schließlich eine sehr glückliche Ehe!

Ja, zu welchem Entschluss sollte unser Christian Pußkuchen gelangen? Da war des Bürgermeisters Amanda. Hm, etwas dumm, aber gut ausgepolstert, denn sie hatte künftig wohl ebenfalls gegen zwanzigtausend Taler zu erwarten. Dann des Kämmerers Julie. Auch nicht übel - gleichfalls gut wattiert, dabei eine poetische Natur, die jedenfalls zu der größten Hoffnung außerhalb des Hauses berechtigte, denn sie hatte schon in der Pension Gedichte gemacht und Liebesbriefe geschrieben. Da war ferner des Apothekers

Charlotte, die den ganzen Tag auf dem Klavier klimperte und wie ein Papagei von Mozart und Beethoven plapperte. Da war ferner des Forstinspektors Mathilde, ein kleiner beweglicher Wildfang, ganz dazu geeignet, ihrem künftigen Mann eines schönen Tages eben ein solches Geweih zum Geschenk zu machen, wie ihr Vater über die Tür genagelt hatte. Ja, was sollte unser Pußkuchen anfangen, welchen Entschluss sollte er fassen, das war die große Frage. Hin und her wogte es in seinem Herzen, ohne dass er mit sich selbst einig werden konnte. Ihm ging es, wie es in jenem Soldatenlied heißt: Heut lieb' ich die Johanne, und morgen die Susanne, heut fand er die blauen und morgen die schwarzen Augen schön, diese Woche bewunderte er die falschen Flechten von Fräulein Amanda und die andere Woche blickte er zu dem turmhohen Chignon von Fräulein Charlotte wie zu einer schwindelnden Höhe hinauf.

Die Mütter fingen bereits an, ungeduldig zu werden, und die Fräulein Töchter waren von dem langen Warten schon ordentlich müde, die Väter hatten sich beim Austausch des Händeschüttelns mit unserem Helden auch schon die Arme halb ausgerenkt und immer noch konnte derselbe zu keinem Entschluss kommen. Wie ein Rohr schwankte er hin und her, wie ein Gärtner, mitten unter Blumen, suchte er und wusste doch immer noch nicht die Schönste zu finden. Bereits wurde in einem großen Kaffeeklatsch von mehreren der beteiligten Mütter laut darüber Klage geführt, dass die jungen Herren heutzutage doch gar zu wählerisch seien. Ein altes Fräulein, welches längst schon jede Hoffnung aufgegeben hatte, mit Hymen nähere Bekanntschaft zu machen, rümpfte hierüber höchst schadenfroh die Nase. Ein Stück Kuchen verschwand nach dem anderen,

die Tassen klapperten wild durcheinander, die würdigen Matronen befanden sich in der höchsten Aufregung und der Übeltäter, welcher nahe daran war, eine Kaffeerevolution zustande zu bringen, ging unterdessen nachdenkend in seinem Zimmer auf und ab, und murmelte: Amanda - Julie! - Charlotte - Mathilde! - und fasste an die Knöpfe seines Rockes, indem er sich in das bekannte Spiel Grade oder ungrade - soll ich oder soll ich nicht? vertiefte.

Inzwischen hatte sich drüben beim Kronenwirt seit der Rückkehr Fußkuchens aus der Residenz ein neues Leben entwickelt. Mit den großstädtischen Manieren war von ihm den Gänsebachern auch der Geschmack am Champagner beigebracht worden. Da er bestrebt sein musste, die kaum erst angeknüpften Bekanntschaften zu befestigen, so machte er bei solchen kleinen Zechgelagen häufig die Honneurs. Wir müssen dem ehemaligen Schreiber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er sich dabei von der freigebigsten und liebenswürdigsten Seite zeigte.

Der Wirt aber war ein durchtriebener Schelm, welcher im Stillen längst schon darüber nachgedacht hatte, wie er es anfangen sollte, um Christian Fußkuchen über das Ohr zu hauen und sich selbst dabei gehörig die Taschen zu füllen. Da er ihn als einen eitlen, von seinem Glück aufgeblasenen und nur mit einem mittelmäßigen Fassungsvermögen begabten Menschen kannte, so griff er ihn bei seiner schwächsten Seite an, verbeugte sich immer sehr tief und respektvoll vor ihm, gab ihm unter allen Umständen in jeder Sache recht, bewunderte sein scharfes Urteil und wusste sich hierdurch nach und nach so in sein Vertrauen einzuschleichen, dass Fußkuchen ihn zuletzt für seinen besten Freund hielt und seine Ratschläge blindlings befolgte. Eines

Nachmittags saßen beide im traulichen Gespräch einander gegenüber. Es war gerade eine Zeit, wo keine sonstigen Gäste zugegen waren.

»So geht es nicht, Herr Pufskuchen«, begann der Kronenwirt verschmitzt, »ungeachtet Sie jetzt ein wohl habender Mann sind, so fehlt Ihnen doch noch eine bestimmte Lebensstellung, ein fester Beruf. Die Erstere namentlich müssen Sie sich durchaus zu erwerben suchen. In unserer Zeit ist dies unbedingt notwendig. Man gewinnt sich dadurch einen Kreis bestimmter Freunde und lenkt die Blicke seiner Mitbürger auf sich.«

»Ich habe im Stillen auch schon oft daran gedacht«, bemerkte unser Bekannter, »aber zu einer entscheidenden Wahl bin ich dabei noch nicht gekommen.«

»Ei, ich sollte meinen, die wäre gar nicht schwer. Sie müssen Grundbesitzer werden. Dadurch fassen Sie auf einmal festen Fuß innerhalb eines bestimmten Wirkungskreises. Heutzutage, wo sich das politische Leben nach allen Seiten hin entwickelt hat, wird es Ihnen bei Ihren hervorragenden Eigenschaften nicht schwer werden, in den Landtag als Abgeordneter gewählt zu werden. Sie spielen dann auf einmal eine hervorragende Rolle und wenn Sie dann bei Ihrer Rückkehr beim Forstinspektor oder beim Bürgermeister oder beim Kämmerer Besuch machen. Steht dann auf Ihrer Karte *Christian Pufskuchen, Reichstagsabgeordneter, Ritter des Kronenordens*, so klingt das selbstredend ganz anders als jetzt, wo es nur heißt *Christian Pufskuchen, Rentier, ohne jegliche Titel und Würden*.«

»Das ist wahr«, erwiderte der eitle Mensch, welcher aufmerksam den Reden des Kronenwirts zugehört hatte.

»Denken Sie sich«, fuhr dieser schlau fort, »wenn Ihnen

der Minister bei Ihrem Eintritt in den Sitzungssaal unter einer entgegenkommenden Verbeugung die Hand reicht, wenn Ihre Stimme in einer wichtigen Frage den Ausschlag gibt, wenn Sie von der Tribüne herab eine donnernde Rede halten. Dies alles wird dann mit Nennung Ihres Namens in den Zeitungen haarklein berichtet. Ich möchte dann wohl die junge Dame sehen, welche Ihrer Bewerbung widerstände, besonders wenn Sie ihr mit Ihrer Hand gleichzeitig zwanzigtausend Taler in Aussicht stellen.«

»Ja, aber wo findet sich gleich die Gelegenheit zu einem Gutskauf?«

Der Kronenwirt schmunzelte. »Sie wissen, dass Sie einen aufrichtigen Freund an mir besitzen. So habe ich im Stillen schon längst an diesen Fall gedacht. Jetzt eben bietet sich eine vorteilhafte Gelegenheit zu einem solchen Kauf dar. Sie bekommen das Besitztum sozusagen fast zur Hälfte geschenkt, und ein Teil der Kaufgelder kann auch darauf stehen bleiben.«

»Ganz möchte ich mich auch nicht ausgeben, ein paar Tausend Taler sind ohnedem schon verbraucht.«

»Natürlich. Sie müssen immer noch etwas in der Hand behalten. Nun, überlegen Sie sich die Sache. Wenn Sie zu einem Entschluss gekommen sind, so sprechen wir mehr davon.«

»Da bedarf es keines weiteren Entschlusses«, bemerkte Pußkuchen, bei dem der Hochmutsteufel wieder lebendig wurde und der sich bereits die farbenreichsten Bilder ausmalte. »Ich bin zu dem Kauf entschlossen, aber vorher muss ich doch natürlich das Gut erst in Augenschein nehmen.«

»Das ist selbstredend. Nur gebe ich Ihnen den Rat, so lan-

ge das tiefste Geheimnis zu beobachten, bis der Kauf abgeschlossen ist. Wenn es ruchbar wird, dass der jetzige Besitzer dasselbe veräußern will, so wird es an Konkurrenten nicht fehlen, denn die Äcker und Wiesen sind vortrefflich. Selbstredend dürfte dann das Angebot bedeutend in die Höhe getrieben werden.«

»Allerdings, das liegt sehr nahe. Also reinen Mund gehalten, Kronenwirt, bis das Geschäft abgeschlossen ist.«

Der biedere Kronenwirt legte mit einer frommen Augenverdrehung die Hand aufs Herz und sagte: »Ihre Interessen sind auch die meinen. Und was ich für einen Freund tue, das geschieht ebenso gut, als wenn es für mich selbst geschähe.« Hierauf stieg er in den Keller und holte eine Flasche vom Allerbesten. Christian Pußkuchen stieß mit ihm an und fühlte schon in Gedanken den Händedruck des Ministers und sah den schönen blanken Kronenorden bereits in seinem Knopfloch blinken.

Eines Vormittags fuhren beide auf das Gut. Der Besitzer desselben empfing sie sehr zuvorkommend und wechselte dabei Blicke mit dem Kronenwirt, die Pußkuchen freilich nicht verstand. Man setzte sich zum Frühstück, und während desselben kam die Angelegenheit zur Sprache, welche unseren Bekannten zu der kleinen Reise veranlasst hatte.

»Es ist richtig«, sagte Herr Schwindelmeier, »ich beabsichtige mein Eigentum zu verkaufen, weil ich willens bin, in der Stadt zu ziehen. Ich trenne mich nur ungerne von demselben. Wenn ich aber einen Käufer finde, der mir zusagt, so würde der Handel bald abgeschlossen sein, denn auf ein paar Tausend mehr oder weniger kommt es mir nicht an.«
»Nun, die Hälfte der Kaufgelder könnte ich gleich bezahlen, die andere Hälfte müsste freilich als Hypothek darauf

stehen bleiben.«

»Damit bin ich einverstanden. Sie finden einen vortrefflichen Viehstand, guten Weizenboden und vorzügliche Wiesen.«

Pußkuchen verstand weder von dem einen noch von dem anderen das Geringste, aber er gab sich das Ansehen, als wenn dies der Fall wäre. Nachdem ihn der biedere Kronenwirt heimlich angestoßen und aufmunternd zugewinkelt hatte, sagte er: »Nun, wenn es Ihnen recht ist, so nehmen wir einmal eine kleine Besichtigung vor.«

»Mit Vergnügen. Folgen Sie mir, meine Herren, zunächst in die Ställe.«

Der Schafstall und der Kuhstall waren so dunkel, dass man fast keine Hand vor Augen sehen konnte. Herr Schwindelmeier, welcher indessen bereits genau von der Unwissenheit des ehemaligen Schreibers in landwirtschaftlichen Dingen unterrichtet war, machte demselben weiß, dass dies auf einem rationellen Verfahren beruhe, indem man die Beobachtung gemacht habe, dass das Vieh desto besser fresse und die Kühe desto mehr Milch gäben. Dann ging es auf das Feld. Allerdings lauter zäher, schlammiger, schwarzer Boden, der aber, wie der Besitzer versicherte, den schönsten Humus enthielt und welchem nur noch durch etwas Drainage nachgeholfen werden müsste. Der Kronenwirt bestätigte auch dies wieder durch ein bedeutendes Kopfnicken und fügte sogar zum Überfluss hinzu, dass, wären seine Gelder nicht bereits anderwärts angelegt, er selbst wohl Lust hätte, das »prächtige« Gut zu pachten.

Als man sich spät am Abend trennte, war man über den Kaufpreis bereits einig geworden. Wenige Wochen später wurde Christian Pußkuchen als Besitzer des Gutes »Fin-

kenrode« ins Hypothekenbuch eingetragen.

Die beiden Schelme teilten sich lachend die fette Beute, welche sie davongetragen hatten. Herr Schwindelmeier verzog kurz darauf aus der Gegend und der neue Grundherr gab zur Feier der Besitznahme seines Herrensitzes ein splendides Souper in der Krone.

Es gab freilich viele Leute, welche über diesen Kauf bedenklich den Kopf schüttelten. Der Kämmerer, in solchen Dingen erfahren, erklärte gerade zu, dass man Pußkuchen schmählich über das Ohr gehauen habe, denn Finkenrode sei ja bekanntlich weiter nichts als ein unfruchtbares Torfmoor, die Wiesen ständen beständig unter Wasser und verkrüppeltes Vieh gäbe es zehn Meilen in der Runde nicht. Man fing an, den neuen Gutsherrn aufzuziehen. Als dieser den Kronenwirt zur Rede stellte, erwiderte derselbe schlaue, das ginge immer so in der Welt, wenn jemand Glück habe. So beneide man ihn und übrigens habe er ja gar nicht zu dem Kauf geraten, sondern Herr Pußkuchen sei hierbei lediglich seinen freien Entschlüssen gefolgt. Aber schon nach dem ersten halben Jahr sah dieser, dass er betrogen worden war. Das Gut warf kaum so viel ab, dass die Kosten der Bewirtschaftung gedeckt werden konnten. An pünktliche Verzinsung der hypothekarisch eingetragenen Kaufgelder war gar nicht zu denken. Der Kronenwirt zuckte bedauernd die Achseln, als er von unserem Bekannten um augenblickliche Aushilfe angesprochen wurde. Herr Schwindelmeier drohte mit Exekution, wenn er im nächsten Termin nicht in seinen Forderungen vollständig befriedigt würde.

Eine reiche Heirat macht alles wieder gut, dachte Pußkuchen. Du hast ja die Wahl, du brauchst ja nur zuzugreifen. Die Mütter

haben es dir ja mehr als einmal deutlich genug zu verstehen gegeben, dass sie dich gern zum Schwiegersohn annehmen werden. Die paar Schulden sind dann leicht zu tilgen und außerdem weiß ja noch niemand, wie es mit dir steht.

Voll Selbstvertrauen und Eitelkeit bestand des ehemaligen Schreibers Hauptsorge auch jetzt noch immer darin, was für eine Wahl er treffen und wen er mit seiner Hand beglücken sollte. »Wer die Wahl hat, hat die Qual«, seufzte er und begann wieder an seinen Knöpfen gerade und ungerade abzuzählen.

Endlich gelangte er zu einem Entschluss. »Mit einer dummen Frau«, so meinte er, »lasse es sich am Ende immer noch am besten auskommen. Da bei Apothekers Charlotte Polyhymnia (die Muse der Beredsamkeit) nicht Gevatter gestanden hatte, so beschloss er, dort zunächst anzuklopfen.

Papa Apotheker, als ein Mann, der sich mit jedem im Städtchen gut halten musste, empfing den Herrn »Gutsbesitzer« Pußkuchen mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt, obgleich er eben damit beschäftigt war, ein Brechmittel zurechtzumachen. Charlotte klimperte wie gewöhnlich im Nebenzimmer auf dem Klavier und die Frau Mama las eben das Gänsebacher Wochenblatt, in dessen letzter Nummer ein neues Gedicht von Mathilde, der Tochter des Forstinspektors erschienen war.

»Darf ich Sie für einige Augenblicke um eine Unterredung unter vier Augen bitten?«, fragte unser Bekannter, indem er sich sehr zuvorkommend verbeugte und in ein liebenswürdiges Lächeln hüllte.

Teufel, dachte Papa Rizinus, *der Patron will mich am Ende anpumpen!* Als ein Mann von Welt ließ er sich jedoch von

dem aufsteigenden Verdacht nichts anmerken und führte unter einem süßen Lächeln den ehemaligen Schreiber in sein Arbeitszimmer.

»Womit kann ich dienen?«, fragte er hier mit ziemlicher Zurückhaltung.

»Es gibt im Menschenleben Augenblicke«, begann Christian Pußkuchen äußerst pathetisch.

»Allerdings, und die meinen sind sehr gezählt, sechs Rezepte sollen noch in einer Viertelstunde abgeholt werden.«

»Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme«, fing der Brautwerber wieder an.

»Aber bester Herr«, rief Herr Rizinus etwas ungeduldig, »Zugpflaster kenne ich wohl, aber Zug des Herzens ...« Er schüttelte sehr bedenklich das Haupt.

»Nun, wie gesagt, es gibt Augenblicke, wo man eine Leere empfindet.«

»Aha, jetzt rückt er mit seinen eigentlichen Absichten heraus, er will Geld haben«, dachte der Apotheker und öffnete sehr diplomatisch seine Dose.

»Des Lebens Last allein zu tragen, ist schwer«, fuhr Pußkuchen fort, »deshalb - wenn sich Fräulein Charlotte entschließen könnte - ihr hoher Geist - ihre Liebenswürdigkeit - ihr musikalisches Talent - wie angenehm muss es sich nach ihrer Flöte tanzen - deshalb und darum, mein hochverehrter Herr Rizinus, wage ich es hiermit um deren Fräulein Tochter Hand bei Ihnen anzuhalten.«

Herr Rizinus lächelte wieder sehr diplomatisch. »Große Ehre, aber gleichzeitig auch großer Schmerz, bester Herr Pußkuchen«, erwiderte er mit einem höhnischen Augenblinzeln. »Ich weiß ganz bestimmt, dass meine Tochter in diesem Augenblick nicht die geringste Neigung fühlt, in

den Stand der Ehe zu treten. Ich muss daher zu meinem Bedauern ganz entschieden Ihren Antrag ablehnen - ja ablehnen.« Dabei öffnete er die Tür des Kabinetts und sagte: »Bitte, haben Sie die Gewogenheit voranzugehen. Kann ich Ihnen vielleicht mit einem Magenbitter aufwarten?«

Aber Pußkuchen hatte keineswegs Lust, noch mehr Bitteres hinunterzuschlucken. Über und über rot im Gesicht empfahl er sich und noch röter wurde er, als der böse Zufall es fügte, dass Charlotte gerade in dem Augenblick, wo er die Apotheke verließ, mit heller Stimme zu singen begann:

Liebchen ade, scheiden tut weh.

Ob ich dich jemals wohl wiederseh'?

»Es wurde von mir unrichtig angefangen«, murmelte der auf solche Art Abgewiesene. »Der alte Pillendreher ist ein vertrockneter zusammengeschrumpfter Wurm, dem das Herz im Leibe fehlt. Charlotte würde ganz anders geantwortet haben. Doch es sei drum, es stehen mir ja noch mehr Wege offen! Da ist zum Beispiel des Forstinspektors Mathilde - ebenfalls eine poetische Natur, im Wald aufgezogen, munter wie ein Eichkätzchen, gurrend wie ein Turteltaubchen. Ja, an die will ich mich wenden, und diesmal werde ich den Herrn Papa übergehen und unmittelbar an die richtige Tür klopfen. Oh, wer die Wahl hat, hat die Qual!«, seufzte Pußkuchen. Damit trat er in die *Krone*. Den Korb, welchen er eben empfangen hatte, von sich schleudernd, blickte er lächelnd in den goldblinkenden Römer und war überzeugt, dass seine nächste Bewerbung ganz nach Wunsch ausfallen würde.

Es traf sich sehr glücklich, als er zwei Tage darauf im Forsthaus anlangte, denn der Inspektor befand sich im

Wald und die Mama in der Stadt.

Mathilde wiegte sich in einer Hängematte, welche sie unter dem Blätterdach zweier prächtiger Linden ausgespannt hatte.

»Wie reizend«, rief Pußkuchen schon von Weitem, »nun sehe ich doch einmal die Lieblichste aller Waldnymphen in ihrer poetischen Häuslichkeit.«

»Ist gar nicht nötig«, antwortete lachend die lebhaft junge Dame und sprang leichtfüßig auf den Boden. »Gleich und Gleich gesellt sich gern und deshalb will ich mich Ihnen gegenüber bis an die Nasenspitze in Prosa hüllen.«

Unser Bekannter ließ sich hierdurch aber nicht stören. Den Ausdruck der möglichsten Liebenswürdigkeit annehmend, begann er zu deklamieren:

*Beseligend war ihre Nähe
und aller Herzen wurden laut ...*

Mathilde erwiderte hierauf sofort aus dem Stegreif
*Wenn ich Sie mir so recht besehe,
so mein' ich, dass ich nichts geschaut.*

und brach dabei in ein für unseren Helden eben nicht schmeichelhaftes Gelächter aus.

»Wieso?«, stieß dieser nun ziemlich verlegen heraus und richtete sich dabei in die Höhe, als hätte er sich größer machen wollen. »Wieso, Sie kleiner Wildfang? Und doch trage ich Ihnen mein Herz entgegen, ist das etwa auch nichts?«

»Das ist erst recht nichts«, rief die Tochter des Forstinspektors, »wenn Sie nur das hierher führte, so hätten Sie sich den Weg sparen können.«

»Sie scheinen heute nicht besonders gut gelaunt zu sein.«

»Oh, vorzüglich!«

»Nun, dann haben Sie die Gewogenheit, für einen Augen-

blick den Scherz beiseitezulassen und mich ernsthaft anzuhören.«

»Aber seien Sie kurz und vor allen Dingen vermeiden Sie jede Albernheit.«

Pußkuchen biss sich auf die Lippen. »Gut, ich werde Ihrem Befehl nachkommen. Zunächst also, reizende Mathilde ...«

»Oh, sehen Sie, jetzt halten Sie schon nicht Wort«, rief diese.

»Nun, Sie wollen es und so sei denn in wenigen Worten das gesagt, was ich auf dem Herzen trage. Ich liebe Sie und um dieses Geständnis zu Ihren Füßen niederzulegen, trieb es mich hierher.«

»Dann hätten Sie sich den Weg sparen können«, antwortete das Waldfräulein in ein Gelächter ausbrechend, »denn wenn es sich einmal um Geständnisse handelt, so gestehe ich Ihnen, dass ich Sie ganz und gar nicht liebe.«

Pußkuchen machte ein sehr enttäuschtes Gesicht. »Es ist eine Ihrer Launen«, stotterte er.

»Es ist ein offenes Bekenntnis, welches Sie mir zugutehalten wollen.«

»Aber mein Fräulein ...«

»Geben Sie sich keiner Hoffnung hin«, bemerkte Mathilde sehr ernst, indem sie dabei entschieden den Lockenkopf schüttelte, »und nun lassen Sie es genug sein, wenn Sie mich nicht ernstlich böse machen wollen.«

Pußkuchen fühlte trotz seiner Eitelkeit, wie er unvermerkt vor diesem jungen entschlossenen Mädchen um einen halben Kopf zusammenschrumpfte.

»Mein Antrag war ein ehrenvoller«, sagte er kleinlaut, »ich wollte Sie als Herrin und Gebieterin in mein Haus ein-

führen.«

Die junge Dame zuckte in einer Weise mit den Achseln, als hätte sie sagen wollen: »Dieses Haus wird wohl nächstens einstürzen.« Aber sie besaß doch zu viel Bildung, um dem eben so unsanft Zurückgewiesenen noch eine neue Kränkung hinzuzufügen. Indem sie sich daher höflich verbeugte, erwiderte sie: »Ich bedauere, wie gesagt, Ihren Absichten nicht entgegenkommen zu können. Sie nötigten mich zu einer Antwort und ich habe Ihnen dieselbe mit aller Offenheit gegeben.«

»Sehr schmerzlich für mich, sehr schmerzlich«, murmelte Pußkuchen, an seinem Hut drehend. »Indessen, wenn ich auch im Gefühl der erlittenen Niederlage den Rückweg anrete, so wird dies doch meiner Verehrung und Hochachtung für Sie keinen Abbruch tun.«

Mit dieser Phrase empfahl er sich, und Mathilde war rücksichtsvoll genug, ihn nicht zu fragen, ob er nicht die Rückkehr ihres Vaters abwarten wollte, denn sie fühlte wohl, dass seine Lage in diesem Augenblick eben nicht die angenehmste sei.

Ich will jetzt einmal in meinen Bewerbungen eine Pause eintreten lassen, dachte der ehemalige Schreiber, als er wieder langsam der Stadt zuschritt, aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und es bleiben mir ja noch andere junge Damen, auf die ich meine Wahl richten kann. Da ist zum Beispiel die hochblonde Julie, die beißt wie ein Karpfen an, wenn ich die Angel auswerfe. Davon bin ich fest überzeugt.

Der Teufel der Eitelkeit und des Hochmuts hatte ihn also schon wieder beim Schopf, aber diesmal vergaß er, dass noch ein alter Karpfen in der Gestalt des Kämmerers vorhanden war, welcher mit ungewöhnlicher Schlaueit und

List darüber wachte, dass der junge Karpfen keine Unvorsichtigkeit beging.

Inzwischen dehnte sich die von Pußkuchen bestimmte Pause so lange aus, bis der Termin herankam, wo er die Zinsen des sowohl rückständigen Halbjahres als auch die des eben abgelaufenen bezahlen sollte. Da er dies nicht vermochte, so wurde Herr Schwindelmeier klagbar. Nachdem er sich ein rechtskräftiges Urteil erstritten hatte, kam Finkenrode unter den Hammer und wurde wieder Eigentum des früheren Besitzers, während unser Held Zeit hatte, darüber Betrachtungen anzustellen, wie leicht ein kleines Vermögen unter den Händen zerfließt, wenn man dasselbe nicht zusammenzuhalten versteht.

Seine Lage war eben jetzt nicht die beneidenswerteste. Gern hätte er seine Rolle noch weiter gespielt und doch fühlte er, dass es damit zu Ende sei. Seine Freunde verließen ihn zwar noch nicht unmittelbar, da er noch immer mit ihnen in den Familien schmauste und zechte, die er kannte, fand er allerdings auch noch Zutritt, aber er wurde doch kalt aufgenommen und man ließ es ihm bereits anmerken, dass man wünsche, seiner loszuwerden.

Wie oft blickte jetzt Pußkuchen zum Gerichtsgebäude hinauf und legte sich die Frage vor, ob er denn eigentlich doch nicht als armer Schreiber glücklicher als jetzt gewesen wäre, wo er Wünsche und Bedürfnisse nicht gekannt hatte, die ihm nun bereits zur Gewohnheit geworden waren. Auch nach dem Häuschen der Witwe Höfner richteten sich seine Blicke. Eines Tages fasste er sich ein Herz und stattete Mutter und Tochter einen Besuch ab.

Hannchen saß wie gewöhnlich an ihrem Platz und schwang fleißig die Nadel, aber als ob sie sich dieselbe tief

ins Fleisch hineingestochen hätte, so fuhr sie zusammen und ein hohes Rot übergoss ihre Wangen, als der ehemalige Mieter eintrat.

»Werden Sie mich noch für würdig halten, Ihnen unter die Augen zu treten, nachdem ich mich so undankbar gegen Sie benommen habe?«, fragte Pußkuchen mit dem Ausdruck aufrichtiger Reue.

»Setzen Sie sich«, sagte die Witwe und schob freundlich einen Stuhl herbei. »Ein Groll gegen Sie ist ja nie bei uns vorhanden gewesen. Weh hat es uns freilich getan, dass Sie so ganz die Vergangenheit vergessen konnten, aber wir haben doch immer teil an Ihnen genommen. Wir haben Sie im Stillen bedauert, denn Sie sind in schlechte, in sehr schlechte Hände geraten, Herr Pußkuchen. Und jetzt, wo es mit der Herrlichkeit aus ist, ziehen sich die vornehmen Leute kalt von Ihnen zurück.«

»Ich weiß es«, antwortete dieser, »ich habe die Erfahrung gemacht, dass man nur so lange unter ihnen eine Rolle spielen kann, wie man imstande ist, sich ihnen gleich zu stellen. Und Sie, Hannchen«, fuhr er mit bewegter Stimme fort, »die Sie sich stets so gütig, so nachsichtig, so teilnehmend gegen mich zeigten, werden Sie mir auch meine grobe Undankbarkeit verzeihen können?«

»Oh, ich«, erwiderte diese mit bewegter Stimme, »ich bin ein armes unbedeutendes Mädchen und wer fragt nach dem?«

Dabei senkte sie aber doch den Kopf, um die Träne zu verbergen, welche gleichzeitig auf das vor ihr liegende Kleid hinunterträufelte.

Pußkuchen fühlte sich in diesem Augenblick, den beiden einfachen, aber edlen Frauen gegenüber recht beschämt.

Nie war es ihm mehr wie gerade jetzt zur Wahrheit geworden, wie schwer sich oft Hochmut und Geringschätzung gegen andere strafen und dass es noch andere Güter wie den elenden Mammon gibt, nach denen man den Wert eines Menschen beurteilen müsse. Der Vers des schönen Liedes

*Wir Menschen sind ja alle Brüder,
ein Jeder ist mit uns verwandt,
die Schwester in dem Leinwandmieder,
der Bruder mit dem Ordensband*

trat recht lebhaft in sein Gedächtnis. Als er das kleine Häuschen verließ, lächelte er befriedigt und das Gefühl, jetzt wieder der arme Christian Pußkuchen von früher zu sein, erschien ihm lange nicht mehr so bitter.

Ganz spurlos sollte aber doch der harte Schlag, der ihn getroffen hatte, nicht an ihm vorübergehen. In seinem Inneren nagte es und das viele Trinken und das nächtliche lange Aufbleiben taten auch ihre Wirkung. Eines Tages lag er im heftigen Fieber, Phantasien umdunkelten seinen Geist und der Kampf zwischen Leben und Tod begann. Als er denselben siegreich überstanden hatte und wieder mit vollem Bewusstsein die Augen aufschlug, saß eine Frauengestalt an seinem Bett, die ihm sanft zulächelte.

»Sie hier, Hannchen?«, fragte der Kranke bewegt und blickte dankerfüllt in das bleiche Gesicht des jungen Mädchens.

»Musste ich denn nicht?«, antwortete dieses mit milder Stimme, »es war ja niemand da, der sich um Sie kümmerte. Alle hatten Sie ja verlassen.«

»Nur Sie nicht, Sie Edle, Sie Gute«, murmelte Pußkuchen, »möge Gott es Ihnen lohnen, ich vermag es nicht.«

»Still«, bat Hannchen, »der Arzt hat jede Aufregung streng verboten. Erst werden Sie wieder gesund und dann unterhalten wir uns wie in den früheren, alten Tagen.«

Sechs Wochen später saß der ehemalige Schreiber abermals in dem kleinen Stübchen der Witwe, das erste Rot zeigte sich wieder auf seinen Wangen, und Hannchen - sie lächelte so hold und ihr treues gutes Auge begegnete dem Pußkuchens, dessen Gesicht strahlte, als ob er in eine neue schöne hoffnungsreiche Zukunft blickte.

»So ganz arm bin ich doch nicht, wie die Leute glauben«, sagte er befriedigt, »fünftausend Taler habe ich noch aus dem Schiffbruch gerettet und dies, mein gutes, treues Hannchen, genügt noch immer, um unseren Ehestand etwas behaglicher zu machen. Ein Glück, dass ich auf meine Stelle als Aktuar nicht verzichtete. Wie ich heute erfuhr, habe ich die besten Aussichten, bald angestellt zu werden.«

Diese Anstellung erfolgte denn auch wirklich binnen Kurzem, und zwar in einer anderen Stadt an einer anderen Gerichtsstelle. Als Christian Pußkuchen von der Trauung zurückkehrte und seine Frau in die Arme schloss, sagte er lachend: »Wer die Wahl hat, hat die Qual. Ich habe lange herumgesucht, aber nun glaube ich, die Richtige getroffen zu haben. Ich fühle es in meinem Herzen, mit einer Frau, wie du es bist, lässt es sich froh und glücklich durchs Leben gehen!«

Dreizehntes Kapitel

Schluss

»Sie sehen also«, sagte Schwefelkorn zu Schwalbe, dem er eines Abends diese kleine Erzählung mitteilte. »Die Menschen bleiben sich überall gleich, sie lassen sich durch die Verhältnisse bestimmen und in den wenigsten Fällen sind sie diesen gewachsen. Im Glück meist hochmütig und stolz, geht ihnen im Unglück ebenso oft jede Tatkraft verloren. Die Wenigsten verstehen es, das Eine wie das Andere mit Würde zu tragen. Wohl denen, welche, wie unser Fußkuchen, zumindest noch das Geschick besitzen, sich in das Unvermeidliche zu fügen, ohne dass sie darüber den Humor verlieren.«

»Pfuschen Sie mir nicht ins Handwerk und spielen Sie nicht den Philosophen«, erwiderte der Doktor lachend. »Ein Schelm bleiben Sie deswegen doch immer und wenn Sie sich auch noch so harmlos stellen. Ihre Hände müssen Sie doch immer überall im Spiel haben.«

»Na, einer muss der Täter sein«, konterte lachend der Baron. »Und da ist es natürlich am bequemsten, wenn man es dem Teufel in die Schuhe schiebt. Das ist nun einmal so eure Art, ihr Menschenkinder, und ich möchte wohl sehen, wie Ihr euch in den meisten Fällen ausnehmen würdet, wenn das bisschen Heuchelei nicht wäre.«

»Allerdings«, meinte Schwalbe, »ganz ohne Schminke geht es nicht. Doch brechen wir damit ab und sagen Sie mir lieber, womit wir uns den morgenden Tag vertreiben wollen.«

»Mein lieber Freund«, bemerkte Schwefelkorn mit beweg-

ter Stimme und ein leiser Seufzer entglitt dabei seiner Brust. »Sie ahnen wohl nicht, wie nahe der Augenblick ist, wo wir uns trennen müssen?«

»Wie«, rief unser Philosoph, nun ebenfalls bestürzt emporblickend, »wie, Sie wollen mich verlassen?«

»Leider ist es so, mein Teurer. Ich empfang vergangene Nacht Depeschen, welche mich unwiderruflich zurückrufen.«

»Das tut mir aufrichtig leid«, bemerkte der Doktor, »nie hätte ich übrigens geglaubt, dass ich mich mit dem Teufel so eng würde befreunden können.«

»Große Ehre für mich«, sagte dieser, sich tief verbeugend. »Sie sind aber auch ein charmanter Herr und wenn Sie den Zahn des heiligen Loyola und den Splitter vom Tintenfass des Doktor Luther nicht hätten, wer weiß, was ich täte.«

»Na, das lassen Sie sich nur vergehen«, rief unser Bekannter, »ich bin zwar zu jeder Zeit bereit, Ihnen meine Hochachtung zu bezeigen, und als Philosoph steht mir dies frei, aber immer doch nur aus einer gewissen Entfernung.«

»Legen Sie sich keinen Zwang an«, sagte der falsche Baron lachend, »das soll unserer Freundschaft keinen Abbruch tun. Um auf den morgigen Tag zurückzukommen, so befinden wir uns ja gerade in der Karnevalszeit und für morgen Abend ist ein großer Maskenball angekündigt.«

»Köstlich, da müssen wir hin, das ist der Ort, wo Sie so recht ungeniert Ihre Teufeleien ausüben können!«

»Für mich, mein Lieber«, sprach Schwefelkorn mit einem Lächeln, »ist die ganze Welt ein großer Maskenball. Immerhin wollen wir aber dem Fest beiwohnen. Stoff zum Lachen wird es schon geben und vielleicht begegnen wir auch ein paar bekannten Gesichtern.«

»Die Sie natürlich unter der Maske herausfinden werden«, sagte Schwalbe.

»Ei freilich, und noch dazu, ohne dass sie meine Nähe ahnen.«

»Aber wie erscheinen wir?«

»Als stille Beobachter und als solche natürlich am passendsten im Domino.«

»Gut, so wollen wir uns die erforderlichen Anzüge bestellen.«

»Legen Sie sich keinen Zwang an«, sagte der falsche Baron lachend, »das soll unserer Freundschaft keinen Abbruch tun. Um auf den morgigen Tag zurückzukommen, so befinden wir uns ja gerade in der Karnevalszeit und für morgen Abend ist ein großer Maskenball angekündigt.«

»Köstlich, da müssen wir hin, das ist der Ort, wo Sie so recht ungeniert Ihre Teufeleien ausüben können!«

»Für mich, mein Lieber«, sprach Schwefelkorn mit einem Lächeln, »ist die ganze Welt ein großer Maskenball. Immerhin wollen wir aber dem Fest beiwohnen. Stoff zum Lachen wird es schon geben und vielleicht begegnen wir auch ein paar bekannten Gesichtern.«

»Die Sie natürlich unter der Maske herausfinden werden«, sagte Schwalbe.

»Ei freilich, und noch dazu, ohne dass sie meine Nähe ahnen.«

»Aber wie erscheinen wir?«

»Als stille Beobachter und als solche natürlich am passendsten im Domino.«

»Gut, so wollen wir uns die erforderlichen Anzüge bestellen.«

Ein buntes Gedränge herrschte bereits im Saal, als unsere

Bekanntem eintraten. Alle Nationen und alle Zeitalter waren vertreten, selbst die Fledermaus und eine große Eule, deren Augen unheimlich rollten, fehlten nicht. Am meisten amüsierte sie ein langer Geselle, welcher, eine rote Hahnenfeder am Barett, als Mephistopheles im Saal herumstolzerte.

»Den Burschen kenne ich«, sagte Schwefelkorn, »er ist auf dem besten Wege, mir in die Arme zu laufen. In seinem Kopf geht es wie ein Mühlrad herum und er hält sich alles Ernstes für ein großes künstlerisches Genie. Eigentlich ist es sein Beruf, die Nadel zu schwingen, denn er gehört zu der ehrbaren Zunft der Schneider. Aber das Stillsitzen mit gekreuzten Beinen gefällt ihm nicht. Es wird ihm, wie dies nun einmal jetzt der Geist der Zeit mit sich bringt, in seiner Haut zu eng. Seitdem er in den öffentlichen Volksversammlungen über die Menschenrechte belehrt worden ist, behagt ihm das Handwerk nicht mehr und er möchte gern den großen Herrn spielen. So hat er sich bei mehreren Liebhabertheatern aufnehmen lassen und spielt dort die tragischen Helden. Am liebsten sind ihm aber die Ritter- und Räuberrollen, diese sagen seiner Romantik am besten zu. Sehen Sie nur, wie zierlich er sich dort vor dem niedlichen Blumenmädchen verbeugt und was für süße Worte er ihr ins Ohr flüstert. Kommen Sie, ich muss mir doch den Spaß machen, dem hirnverbrannten Burschen einmal ein kaltes Glas Wasser über den Kopf zu gießen.«

»Wie, Sie wollen ihm ein kaltes Glas Wasser über den Kopf gießen? ... Das gibt einen Skandal, wir werden zum Saal hinausgebracht.«

»Das ist bloß bildlich gemeint, kommen Sie nur!« Hiermit zog Schwefelkorn unseren Bekannten mit sich fort.

Der edle Held vom Bügeleisen war eben auf das Eifrigste daran, dem hübschen Blumenmädchen nach seiner Art nach Kräften den Hof zu machen.

»Nur eine Rose, schönes Kind«, rief er, und nahm dabei eine hochtragische Stellung ein, »nur ein Vergissmeinnicht als stilles Zeichen der Erinnerung, an diesen unvergesslichen Abend, wo mir die Ehre zuteil wurde, in Ihre schönen Augen zu blicken, nur ...« Hier stockte Mephistopheles plötzlich und drehte sich erschrocken um, denn ein Domino hatte sich an ihn herangeschlichen.

Indem ihn dieser fest auf die Schulter klopfte, rief er zugleich: »Ist denn mein Rock immer noch nicht fertig, Sie lügenhafter, windbeutellicher Ziegenbock?«

»Ach du mein Gott«, rief aber auch das Blumenmädchen, »so habe ich mich also doch wirklich nicht geirrt! Ja, ja, es ist der Joseph, bei dessen Meister der Herr Graf arbeiten lässt! Na, ich hörte es gleich an der Sprache, dass das nur so ein verkleideter Baron war!« Kichernd wandte sie sich um und verschwand unter der Menge, während Mephisto einen Augenblick sprachlos dastand, dann aber ebenfalls einen kurzen Entschluss fasste und sich in das Maskengewühl stürzte, um sich einen anderen Ort für den Schauplatz seiner Taten auszusuchen.

»Nicht übel«, sagte Schwefelkorn, »eine kleine Abkühlung konnte dem Burschen wirklich nicht schaden. Es ist immer gut, wenn man gewisse Leute zeitweise daran erinnert, wer sie sind und wohin sie gehören.«

»Hier sind natürlich alle Stände vertreten«, fuhr er fort, als die beiden Herren wieder in einer Ecke an ihrem Tisch Platz genommen hatten, »die Maske, welcher jeder angelegt hat, gestattet dies. »Ha«, rief er, auf einen Zigeuner zei-

gend, »schon wieder ein alter Bekannter! Von dem weiß ich eine interessante Geschichte und die will ich Ihnen in aller Geschwindigkeit erzählen.«

»Ich bin ganz Ohr. Was wird da nur wieder herauskommen? Sie sind heute ganz besonders zum Humor aufgelegt.«

»Der junge Mann«, sagte Schwefelkorn, »ist ein Walache und heißt Janco von Stankowitz. Als ich ihn vor zwei Jahren zuerst in einer größeren Stadt kennenlernte, gehörte er zu denen, die noch Europas übertünchte Höflichkeit nicht kannten, wie einer Ihrer Dichter so treffend sagt.

Janco Stankowitz war aber dem walachischen Konsul besonders warm empfohlen worden, und so führte ihn dieser in einige der vornehmsten kommerziellen Kreise ein. Da es sich gerade damals um eine Anleihe handelte, bei welcher Jancos Vater auch ein entscheidendes Wort mitzusprechen hatte, so erhielt er von dem Bankier Silberklang eine Einladung zum Ball, dem ich damals unter der Maske eines reichen Bergwerksbesitzers ebenfalls beiwohnte. Herr Silberklang, der nie seinen Vorteil aus den Augen ließ, zeichnete den jungen Walachen ganz besonders aus und die Frau vom Hause, noch schön und liebenswürdig, folgte diesem Beispiel. So kam es, dass unserem Janco mehrere Male die Ehre zuteil wurde, mit der Dame zu tanzen. Aber schon nach dem zweiten Walzer trat diese an ihren Mann heran und sagte mit einem Gesicht, in welchem sich die volle Verzweiflung aussprach: »Um Gotteswillen verschone mich mit diesem Menschen. Er verbreitet ja einen Geruch, der nicht zum Aushalten ist.«

»Aber die Anleihe«, rief achselzuckend Herr Silberklang, »bringe mir das Opfer und tanze mit ihm noch die Mazur-

ka, zu welcher er dich bereits engagiert hat.«

»Gern, aber so ist es mir unmöglich.«

»Verzeihen Sie, gnädige Frau«, sagte ich näher tretend, »zufällig habe ich Ihr Gespräch gehört und wenn Sie gestatten, dass ich hier vermittele ...«

»Oh, mein Herr, Sie würden mich zum größten Dank verpflichten.«

Ich verbeugte mich und im nächsten Augenblick war ich schon an der Seite des jungen Walachen.

»Hören Sie, mein bester Herr von Stankowitz«, flüsterte ich, denselben unter den Arm nehmend. »Ich erlaube mir, Sie auf eine Sitte aufmerksam zu machen, die man wahrscheinlich in ihrem Vaterland nicht kennt.«

»Ich werde Ihnen sehr dankbar sein«, erwiderte Janco.

»Nun sehen Sie, viele Herren wechseln bei uns während des langen Abends die Handschuhe, alle, aber die Strümpfe.«

Der junge Walache sah mich groß an. »Oh!«, rief er und unmittelbar darauf setzte er hinzu: »Aber wo?«

»Kommen Sie nur, ich weiß einen Ort, wo Sie dies ungestört tun können.«

Ich verschwand mit ihm aus dem Ballsaal und führte ihn den Korridor entlang in ein abgelegenes Kabinett.

»Hier«, sagte ich, »können Sie das kleine Geschäft mit Bequemlichkeit abmachen. Wenn Sie sich etwas beeilen, kommen Sie noch gerade zur Mazurka zurecht.«

Richtig, in wenigen Minuten war mein Walache wieder da. Gerade begann die Musik von Neuem, er verbeugte sich vor der Dame des Hauses, ergriff deren Hand und dahin flog er mit ihr, während diese den Kopf abwandte und ein Gesicht machte, als wenn sie Krämpfe hätte.

Nach dem Tanz trat sie wieder zu ihrem Mann. »Nun fordere aber nicht noch ein weiteres solches Opfer von mir«, sagte sie indigniert, »ich bin einer Ohnmacht nahe.«

»Wie, ich glaubte diesmal?«

»Es war noch ärger als vorher.« Dabei hielt sie ihr fein parfümiertes Taschentuch vor den Mund.

»Mein lieber Herr von Stankowitz«, sagte ich zu diesem tretend und ihn in eine Ecke ziehend. »Sie haben nicht Wort gehalten.«

»Doch, doch«, rief dieser, »da sehen Sie!« Dabei schob er den oberen Teil seiner Weste zurück und ein paar Strümpfe wurden sichtbar.

»Natürlich«, dachte ich, »ein solches Odeur unmittelbar in der nächsten Nähe der armen Dame! ...« Kopfschüttelnd schlich ich mich zurück und murmelte: »Es ist doch wirklich wunderbar, was alles zum Geschäft gehört! ...«

»Wissen Sie noch mehr solche Geschichten?«, fragte Schwalbe. »Es tut nichts, wenn sie auch gerade nicht so pikant wie diese sind.«

Schwefelkorn lachte. »Wenn das einmal gedruckt wird, so sehe ich schon, wie manche ästhetisch gebildete Dame die Nase rümpfen wird. Der arme Verfasser ...«

»Na, das muss man als Philosoph hinnehmen«, sagte Schwalbe. »Also besinnen Sie sich auf etwas Neues.«

»Es ist gerade, als ob sich einige meiner Bekannten hier ein Rendezvous gegeben hätten«, bemerkte der Teufel. »Gewahren Sie wohl dort den Jäger. Sehen Sie nur, soeben legt er auf die Blondine an.«

»Und die scheint sich gar nicht vor dem Schuss zu fürchten«, fügte der Doktor hinzu.

»Dem passierte vor einiger Zeit auch ein ganz hübsches

Abenteuer.«

»Bitte, teilen Sie mir dasselbe mit.«

»Na«, sagte der falsche Baron humoristisch, »in unserer emanzipationssüchtigen Zeit kommt es wohl mitunter vor, dass auch ein weibliches, in Liebe erglühendes Herz einmal die Initiative ergreift und, die Schranken der Etikette überspringend, den Gegenstand seiner stillen Neigung zu einem vertraulichen Stelldichein einlädt. Der Leutnant Knorrig besaß eine schlanke und biegsame Gestalt und seine Lippen bedeckte anmutig der eben erst in spröder Üppigkeit hervorsprossende Bart. Dies alles war von der schwarzzügigen Thekla zum Nachteil der Ruhe ihres Herzens bemerkt worden, denn der Zufall hatte es gewollt, dass sie Knorrig verschiedene Mal im Theater und in Konzerten begegnet war. Und da dieser als ein junger unternehmender Artillerist das Feuer seiner Blicke sogleich mit Brandraketen eröffnete, so wurde in Theklas hochklopfendes Herz binnen Kurzem Bresche geschossen. Bald stand es in hellen Flammen und die Notwendigkeit, diese Glut zu löschen, gestaltete sich immer mehr zum unabweislichen Bedürfnis. Knorrig ahnte freilich das Unheil nicht, welches er angerichtet hatte, aber desto mehr litt die schwarzzügige Thekla. Sie befand sich in einem Zustand der Verzweiflung. Selbst Claren, welcher noch immer ihr Lieblingsschriftsteller war, konnte ihr keinen Trost geben. In stillen Nächten schritt sie händeringend durch ihr Zimmer, sie flehte um Erlösung ihrer Qual, sie hielt Reden an den Mond, aber was sie auch tat, und wohin sie auch blickte, immer stand der Leutnant Knorrig, die Arme als Versucher ausbreitend und ihr mephistopholische Worte zuflüsternd vor ihr. Da fasste sie endlich einen heroischen Entschluss. Sie sprang nicht

etwa wie Sappho von einem Felsen ins Meer oder in Ermangelung des Letzteren aus dem Fenster in den vorüberfließenden schlammigen Kanal – nein, sie begnügte sich damit, ans Tintenfass zu stürzen. Indem sie die Worte *Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder* murmelte, schrieb sie in zierlicher Schrift und in zierlichen, mit verschiedenen orthografischen Fehlern versehenen Worten einen anonymen Brief an den Leutnant Knorrig, in welchem sie ihm, unter Hinweisung auf Claurens bekannte Erzählung *Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme* zu einem stillen Rendezvous für den anderen Abend um acht Uhr an der Ecke der Taubenstraße einlud. Leider war Knorrig gerade krank, als er diese Liebesbotschaft der schönen Unbekannten erhielt. Da er sich deren Bekanntschaft aber doch nicht entgehen lassen wollte, so schrieb er rasch ein Briefchen, in welchem er um acht Tage Aufschub bat und beorderte dann seinen Burschen, den Kanonier Lampe, ins Zimmer.

»Lampe«, begann er sehr feierlich, »Sie stehen im Begriff zu einer höchst wichtigen Mission auserwählt zu werden. Ich kenne Ihre diplomatischen Eigenschaften und vor allem Ihre Verschwiegenheit, und nun merken Sie wohl, Lampe, was ich Ihnen anvertrauen werde. Mit diesem Briefchen begeben Sie sich Punkt acht Uhr an die Ecke der Taubenstraße, dem Theater gegenüber. Dort beobachten Sie genau alle vorübergehende Damen. Und wenn sie eine bemerken, die ein Handkorbchen am Arm und einen Blumenstrauß in der Hand trägt, so händigen Sie ihr dieses Billett aus.«

»Sehr wohl, Herr Leutnant!«, antwortete Lampe, sprach es, machte vorschriftmäßig kehrt und stand wirklich Punkt acht auf seinem Beobachtungsposten. Um nicht die Richtige zu verfehlen, blickte er jedem vorübergehenden weibli-

chen Wesen ins Gesicht. Schon wurde er ob dieser Dreistigkeit mit verschiedenen, für ihn eben nicht schmeichelhaft klingenden Abfertigungen beehrt, als er plötzlich eine Nymphengestalt heranschweben sah, die wirklich ein Handkörbchen am Arm und wie es ihm bei der trüben Straßenbeleuchtung freilich nur sehr undeutlich vorkam, auch ein Blumenbouquet in der Hand trug, was sich indessen später als ein Bündel Petersilie erwies.

»Vom Herrn Leutnant!«, meldete Lampe, an die zarte Gestalt herantretend und dieser den Brief in die Hand drückend, und fort war er, froh, sich des schwierigen Auftrages entledigt zu haben.

»Vom Herrn Leutnant?«, flüsterte die Jungfrau und wendete erstaunt das zarte Billett nach rechts und nach links.

Eine Stunde später saß Christine, die Köchin des Hofrats, träumerisch am Herd und schien das, was um sie vorging, gänzlich vergessen zu haben. Das Feuer war niedergebrannt, das Wasser hatte zu brodeln aufgehört und immer noch blickte sie wonnetrunken in ein auf ihrem Schoß ruhendes rosa Briefchen.

»Aber Christine!«, tönte plötzlich eine Stimme hinter ihr, »das Feuer ist ja erloschen, und du weißt doch, dass der Papa pünktlich an seinen Tee gewöhnt ist.«

»Oh Gott«, rief diese, wie aus einem Traum erwachend, »ich schwimme ja in lauter Seligkeit!«

»Aber was hast du denn?«

»Was ich habe? Einen Leutnant habe ich!«, platzte Christine heraus, »hier ist ein Brief von ihm, heute über acht Tage um acht Uhr ...«

»Lass doch sehen«, rief die jugendliche Gebieterin und überflog die verhängnisvollen Zeilen. Aber immer blässer

wurde sie, leise begann sie zu erbeben und zuletzt sagte sie, das Billett in ihre eigene Tasche schiebend: »Christine, lasse nie über diesen Brief ein Wort laut werden. Man wollte dich in eine politische Verschwörung verwickeln. Mit dem Leutnant wollte man dich nur sicher machen. Ich werde den Brief verbrennen, er enthält den strafwürdigsten Hochverrat.«

»An Ihnen?«, fragte Christine gespannt.

»Nein. Ich kann dir das jetzt nicht erklären. Genug, schweige, wenn dir Leben und Freiheit lieb sind.«

Verblüfft sah die Erstere Hofrats Töchterchen nach, als dieses davoneilte. Hedwig aber murmelte, die Hand aufs Herz gepresst: »Der Unwürdige, ich kenne seine Handschrift, er überreichte mir ja noch jüngst ein Gedicht von Oskar von Redwitz, das er für mich abgeschrieben hatte!«

Am anderen Morgen erhielt der Leutnant Knorrig einen zweiten anonymen Brief, in welchem das von ihm abgeschriebene Gedicht mit der Bemerkung beige-schlossen war, dass man seinen Geschmack herzlich bedauere, der sich sogar bis zur Küche verirrt habe. Jetzt war diesem alles klar und er zweifelte nicht daran, dass Lampe einen dummen Streich ausgeführt habe. Nach einem scharfen Verhör stellte sich dann auch als Gewissheit heraus, dass von ihm das Billett ganz unrichtigen Händen übergeben worden war. Da Lampe bekannte, dass die Dame ein verdächtiger Bratengeruch umgeben habe, so bestand darüber fast kein Zweifel mehr, dass die Köchin des Hofrats die glückliche Empfängerin gewesen war.

Der unglückliche Kanonier musste sogleich aufbrechen und in Gegenwart von Fräulein Hedwig Christine den »schönen Wahn« benehmen, als sei das Billett für sie be-

stimmt gewesen, was jedoch die glückliche Folge hatte, dass er selbst in deren Augen Gnade fand und bei ihr zum Hausfreund avancierte.

Auch die zürnende Hedwig söhnte sich später mit dem unglücklichen Knorrig wieder aus. Sie erkannte, dass er eigentlich ganz schuldlos von der schwarzäugigen Thekla in Versuchung geführt worden war. Diese selbst sah man acht Tage später in einem der ersten Restaurants an der Seite eines unternehmenden jungen Herrn in der harmlosesten Weise lachen und scherzen.

»Das ist ja eine allerliebste Geschichte«, sagte Schwalbe, »über solchen Erzählungen könnte man beinahe das bunte Leben, welches sich hier nach allen Seiten hin bemerkbar macht, vergessen.«

»Ja«, entgegnete Schwefelkorn lachend, »den Vorteil hat unsereiner, dass einem der Stoß nie ausgeht. Durch jedes Schlüsselloch und durch jede Stubenritze sieht man. Da legen dann die Menschen die Maske der Heuchelei ab und zeigen sich, wie sie sind, weil sie sich unbeobachtet glauben. Dass der Teufel dann in der Nähe ist und sich behaglich die Hände reibt, ahnen sie freilich nicht.«

»Wirklich, ich fange jetzt auch an, zu begreifen, dass Sie in der Welt eigentlich doch eine größere Rolle spielen, als ich geglaubt habe«, sagte unser Philosoph.

»Na, geht Ihnen endlich ein Licht auf?«, rief der falsche Baron, sich behaglich die Hände reibend. »Doch kommen Sie, wir wollen einen Rundgang durch den Saal machen. Es ist mir immer, als wenn ich noch mehr alte Bekannte hier finden müsste.«

Arm in Arm, in der gemütlichsten Eintracht, drängten sich Philosophie und Teufelei durch das bunte Gewühl.

Plötzlich blieb Schwefelkorn stehen und rief: »Holla, was ist das?«

»Was haben Sie denn auf einmal?«

»Ei, da sehe ich auch meinen alten Bekannten Helferich.«

»Helferich? Wer ist denn das?«

»Ein lustiger Vogel, der hinter dem Rücken seiner Frau manches Rad schlägt. Und wahrhaftig, dort steht auch sie«, setzte er lachend hinzu. »Nun, jetzt können wir uns jedenfalls auf etwas Interessantes gefasst machen!«

Die zwei Personen, auf die Schwefelkorn Schwalbe aufmerksam gemacht hatte, waren beide in Dominos gehüllt und während die eine derselben, hinter welchem sich jedenfalls Helferich verbarg, eine schlanke Zigeunerin kokettierend verfolgte, behielt ihn die andere mit allen Zeichen einer fieberhaften Unruhe im Auge.

»Aber nun weiß ich ja immer noch nichts«, bemerkte der Doktor. »Geben Sie mir doch wenigstens zum Verständnis dessen, was nach Ihrer Behauptung nun folgen wird, einige Andeutungen über dieses geheimnisvolle Paar.«

»Ja so«, sagte sein Begleiter, »das hätte ich beinahe vergessen. Nun so hören Sie. Helferich ist ein reicher Kaufmann und erst seit zwei Jahren verheiratet. Er liebt seine Frau aufrichtig und auch sie liebt ihn leidenschaftlich. Und wenn sich bei einer Frau die Leidenschaft in der Liebe geltend macht, da findet sich auch die Eifersucht nicht fern. - Helferich zeigt sich sehr aufmerksam gegen seine Gattin und dafür glaubt er, sich schon einige Freiheiten gestatten zu dürfen. Er ist sehr lebenslustig und in seinen Adern fließt ziemlich leichtes Blut. Hieraus hat sich eine eigentümliche Philosophie bei ihm entwickelt. ›Man kann seine Frau sehr lieben‹, behauptet er, ›ohne deshalb gerade

gleichzeitig mit dem Ehestand auch mit den Freuden der Welt abzuschließen. Sie ist mir treu, das weiß ich, sagte er weiter, »und Gefahr laufe ich deshalb nicht, wenn ich mitunter eine kleine Extratour mache. Zudem lege ich es jedes Mal so schlaun an, dass sie davon nichts weiß. Wenn ich mich dann von Zeit zu Zeit so recht ausgetobt habe und zu ihr zurückgekehrt bin, dann finde ich sie desto anziehender und interessanter.«

Voriges Jahr beim großen Maskenball zeigte die junge Frau große Lust, denselben ebenfalls einmal an der Seite ihres Gemahls zu besuchen, aber dieser, welcher dort ein paar leichte interessante Dämchen zu treffen hoffte, fand natürlich, dass ihm hierdurch ein vollständiger Querstrich durch die Rechnung gemacht werden würde und sann auf Mittel, der Gefahr vorzubeugen, die ihm den Abend zu verderben drohte, an welchem er wieder einmal in völliger Ungebundenheit als Junggeselle leben wollte und zu dem er schon mehrere interessante Verabredungen getroffen hatte. Als ihm daher seine Gattin den Wunsch zu erkennen gab, mit ihm den Ball zu besuchen, fühlte er sich hierdurch zwar eben nicht sehr angenehm überrascht, aber er war schlaun genug, für den Augenblick gute Miene zum bösen Spiel zu machen und erklärte, dass er die Idee allerliebste finde und dass er gern bereit sei, zur Ausführung derselben die Hand zu bieten. Am anderen Tag aber teilte er seiner Frau mit einem sehr heuchlerischen Gesicht mit, dass er zu seinem größten Bedauern ihren Wunsch nicht erfüllen könne. Er habe gestern ganz vergessen, dass diesen Abend eine Versammlung von Industriellen stattfinde, wobei es sich um den Bau einer Eisenbahn handle, die einen großen Gewinn abzuwerfen verspreche. Die Zeichnung von Aktien

würde schon heute stattfinden, er habe Hoffnung, in den Verwaltungsrat gewählt zu werden. Kurz und gut, sie sei zu verständig, um dies nicht einzusehen, aber bei einem Kaufmann komme immer erst das Geschäft und dann das Vergnügen, und deshalb bitte er sie, auf ihren Wunsch zu verzichten, wogegen er gern bemüht sein werde, ihr wegen dieser Verzichtleistung in anderer Weise eine Freude zu bereiten.«

Die junge Frau, kaum erst ein Jahr verheiratet, war wohl noch zu unerfahren, um in die Worte ihres Mannes einen Zweifel zu setzen. Es schmerzte sie zwar, einem Vergnügen zu entsagen, von dem sie sich einen heiteren Genuss versprochen hatte, aber sie unterdrückte ihren Missmut.

Mit einem versöhnenden sanften Lächeln bemerkte sie: »Nun, wenn es durchaus nicht geht, so füge ich mich. Wirst Du spät nach Hause kommen?«

»Du weißt ja, meine Liebe, wie es bei solchen Gelegenheiten zugeht. Man trinkt, es wird ein Spielchen gemacht - auf keinen Fall erwarte mich, denn es möchte doch zu lange dauern.«

Während Gabriele, von der Langenweile eines Winterabends überwältigt, dieser Weisung folgte und sich früh zu Bett legte, eilte Helferich zu einem Maskenverleiher, warf einen Domino über und stürzte sich in das Maskengewühl, nach pikanten Abenteuern suchend und dieselben wohl auch findend, denn der Tag dämmerte beinahe, als er behutsam die Tür seines Hauses aufschloss und ebenso behutsam in seine Schlafstube schlüpfte, da jedes Geräusch seine Gattin hätte stören und diese dann vielleicht später zu einem etwas scharfen Examen veranlassen können, denn über Nacht kommen den Menschen manchmal son-

derbare Gedanken und namentlich eine junge Frau, die ihren Mann von sich fern weiß, ist dazu vorzugsweise geneigt.

Helferich, dessen Gewissen natürlich nicht das Beste war, warf denn auch, als er später mit Gabriele wieder zusammentraf, heimlich einen prüfenden Blick auf dieselbe. Da er aber in ihrem Gesicht nichts bemerkte, was bei ihm hätte Verdacht erregen können, so kehrte seine volle Sicherheit bei ihm zurück. Wie es in solchen Fällen meist zu geschehen pflegt, so suchte er den Betrug, welchen er gegen seine Gattin begangen hatte, jetzt durch verdoppelte Zärtlichkeit zu verdecken.

»Bist du spät zurückgekommen?«, fragte Gabriele.

»Ich sagte es dir ja, meine Teure, es würde sehr spät werden.«

»Du siehst auch recht angegriffen aus.«

»An solchen Abenden kann man es nicht so genau nehmen, im Interesse des Geschäfts darf man gegen andere nicht zurückstehen.«

»Du bist also in den Verwaltungsrat gewählt worden?«

»Hierüber soll erst in der nächsten Versammlung entschieden werden«, bemerkte Helferich und vermied dabei, seine Frau anzusehen.

»Wahrscheinlich«, so fuhr Schwefelkorn fort, »hat er dieses Jahr eine ähnliche Ausrede gebraucht, aber es ist von ihm dabei eins vergessen worden, dass nämlich ein zweites Ehestandsjahr die junge Frau in gewissen Dingen um ein Bedeutendes klüger gemacht hat. Auch wurde ihr wahrscheinlich von mancher Seite der Wink gegeben, den Worten der Männer nicht in allen Fällen unbedingten Glauben zu schenken und vielleicht hat auch eine zärtliche Freundin

es übernommen, ihr gerade in Beziehung auf Helferich Vorsicht und Aufmerksamkeit zu empfehlen. So ist sie ihm also diesmal von Eifersucht getrieben, heimlich auf den Ball gefolgt. Jetzt steht sie dort in der Ecke und unter der Maske schießen ihre Augen Blitze und krampfhaft ballen sich jedes Mal die kleinen Hände zusammen, wenn ihr ehelicher Don Juan einer neuen Zerline oder einer neuen Donna Elvira seine zärtlichen Huldigungen darbringt.«

Als der Baron noch so sprach, erschien Helferich wirklich wieder mit der niedlichen Zigeunerin, die er schon früher angesprochen hatte. Ihr Arm lag in dem seinen, und indem er die kleine Hand zärtlich streichelte, näherte er sich unmittelbar dem schwarzen Domino.

»Geschwind kommen Sie!«, flüsterte Schwefelkorn und zog Schwalbe mit sich fort.

Jetzt blieb der nichts ahnende Helferich mit seiner Begleiterin unmittelbar vor dem geheimnisvollen Domino stehen.

Von dem bereits reichlich genossenen Wein angeregt, sagte er: »Braune Tochter der Wälder, fühlst du nicht das Bedürfnis, dich dieser drückenden Hitze zu entziehen und unbelauscht von zudringlichen Blicken, ein Glas Sekt mit mir zu schlürfen?«

»Das wäre mir schon recht«, gab die Zigeunerin lachend zurück, »aber ich traue dir nicht.«

»Wieso, holdes Kind?«

»Du scheinst mir ein Untreuer zu sein.«

»Du irrst dich, wenn de es wünscht, schwöre ich dir ewige Liebe.«

»Ha, ha!«, tönte es neckisch von den Lippen der Verlarvten und »ha, ha!« schallten diese Worte unmittelbar in seiner Nähe als Echo zurück, doch dieses Mal im höhnenden

Ton.

»Ich glaube gar, der kleine schwarze Dämon dort, will uns äffen«, sagte nun auch Helferich, indem er nach dem Domino schielte.

»Komm, lass uns den Saal verlassen, es wird mir hier zu heiß«, fügte er laut hinzu.

Aber in diesem Augenblick flog auch schon der Domino auf ihn zu. Ehe er es sich versah, hing sich derselbe an seinen anderen Arm.

»Zwei?«, rief humoristisch der Kaufmann, »das ist zu viel! Wollt Ihr darum lösen, wer mit mir geht?«

»Abscheulich!«, tönte es zürnend von den Lippen des Domino, und sich mit einem heftigen Ruck vom Arm Helferichs losreißend, stürzte derselbe sich mitten ins Gedränge.

Wie zu einer Bildsäule erstarrt, blieb unser Don Juan stehen.

Diese Stimme - er konnte sich nicht täuschen. Es war die seiner Frau, hier konnte keine Verwechslung möglich sein.

In seiner Bestürzung hatte derselbe gar nicht bemerkt, dass inzwischen auch die Zigeunerin von seiner Seite verschwunden war. Aber das erschien ihm jetzt als Nebensache, seine Augen blieben fortwährend noch auf die Davoneilende geheftet, welche jetzt eben dem Ausgang des Saales zustürmte.

Nun trat auf einmal Ernüchterung bei ihm ein. Er fühlte sich beschämt, sich so unmittelbar auf der Tat ertappt zu sehen, zugleich ärgerte er sich aber auch, dass seine Gattin, um dies zu bewerkstelligen, eine solche List angewendet hatte.

»Aber war sie es denn auch? Am Ende konnte er sich doch noch getäuscht haben. Und wenn sie es war, durfte er

sie dann so spät in der Nacht hilflos auf der Straße allein lassen?« Teils von dem Gefühl der Pflicht, teils von Neugier getrieben, fasste er einen kurzen Entschluss und stürzte der Davoneilenden nach. Aber wo war sie geblieben? Sie musste bereits auf der Straße sein. Richtig, da stand, als er ins Freie trat, der arme Domino, von der Winterlust angehaucht, schüchtern und ratlos, denn kein Wagen war zu sehen und einen solchen hatte derselbe offenbar anzutreffen gehofft.

»Jetzt gilt es«, dachte Helferich, »ihr Fliehen hat ihr nichts geholfen, sie muss sich mir nun zu erkennen geben und eine kleine Strafe für diese unzeitige Neugier kann ihr ohnedem nichts schaden.«

»Meine Dame«, sagte er entschlossen an die Vermummte herantretend. »Sie bedürfen des Schutzes, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?«

Ohne ein Wort zu erwidern, nahm der Domino dieses Anerbieten an.

»Wohin befehlen Sie, dass ich Sie führe?«

»Ein Wagen«, tönte es unter der Maske dumpf hervor.

»Aber hier dürfte schwerlich einer zu finden sein, zudem zittern Sie ja am ganzen Körper. Gestatten Sie also, dass ich zunächst dafür Sorge, dass Sie sich erst wieder etwas erwärmen und eine Erfrischung zu sich nehmen.«

Die Unbekannte stutzte, sie schüttelte heftig mit dem Kopf. Plötzlich aber schien sie auch anderen Sinnes geworden zu sein, denn wenn gleich offenbar im verstellten, doch aber im entschlossenen Ton sagte sie: »So kommen Sie, mein Herr!«

Nach etwa zehn Minuten hatte das Paar ein elegantes Restaurant erreicht und saß behaglich in einem kleinen gut

durchwärmten Zimmer.

»Zwei feine Soupers und zwei Flaschen Sekt«, rief Helferich, bevor seine Begleiterin dies noch zu verhindern vermochte. »Nun legen Sie aber auch Ihre Maske ab«, bat dieser mit der größten Artigkeit.

Abermals folgte ein sehr entschiedenes Kopfschütteln.

»Mein Gott, ich will gewiss nicht indiskret sein, meine Dame, aber mit der Maske können Sie doch unmöglich essen und trinken.«

»Ich werde weder das Eine noch das Andere tun«, glitt es unvorsichtig ziemlich vernehmbar über die Lippen des Domino.

»Sie ist es!«, dachte Helferich, welcher dieses Mal sehr genau hingehorcht hatte.

Mit dieser Entdeckung begann auch wieder sein Mut zu wachsen. Er fühlte sich jetzt wieder als Herr und Gebieter, dass er seine Frau hintergangen und schwer verletzt hatte, daran dachte er natürlich nicht mehr.

»Da Sie nicht trinken wollen, so muss ich es wohl für Sie tun«, sagte er machend. »Auf Ihr Wohl also, meine schöne Emanzipierte, die Sie den Mut hatten, sich ohne die Begleitung eines Herrn auf einen solchen Ball zu wagen. Auf Ihr Wohl - ha, ha!«

Den unteren Teil seiner Maske lüftend, stürzte er halb abgewendet, ein Glas Champagner hinunter. Als er sich wieder seiner Gesellschafterin zukehrte, blitzten ihm zornglühend ein paar dunkle Augen entgegen.

»Oh, es wird noch besser kommen, mein Engelchen«, dachte er, »ich werde ein Radikalmittel anwenden, um dir ein für alle Mal den Appetit zu vertreiben, mich auf dem Maskenball zu belauschen.«

Nach etwa einer Stunde sagte er: »Es dürfte jetzt Zeit sein, mich nach einem Wagen für Sie umzusehen. Gedulden Sie sich nur einige Augenblicke, ich bin gleich wieder hier.«

Der Wagen rollte allerdings bald darauf heran, indessen eine Viertelstunde, eine halbe Stunde verging, ohne dass sich Helferich blicken ließ.

»Mein Gott«, dachte Gabriele, »wo bleibt er denn?«

Indem trat der Kellner ein. »Meine Dame, das Lokal wird geschlossen, der Kutscher fängt schon an, ungeduldig zu werden.«

»Aber ich warte ja nur auf den Herrn, der eben noch hier war«, lautete die etwas bestürzte Antwort.

»Der Herr? - Bei seinem Fortgang sagte er, die gnädige Frau würden die Rechnung bezahlen. Hier ist sie, dieselbe beträgt gerade dreißig Gulden.«

»Abscheulich!«, murmelte Gabriele, »mich schließlich noch in solche Verlegenheit zu setzen! Ich war auf einen derartigen Fall ja gar nicht vorbereitet. Wo soll ich nun das Geld zur Bezahlung hernehmen?«

Aber nach kurzem Nachdenken wendete sie sich doch entschlossen an den ihrer Antwort harrenden Kellner und sagte zwar lächelnd, indessen doch mit einer Würde, die ihren Eindruck bei diesem nicht verfehlte.

»Der Herr, welcher ein sehr naher Verwandter von mir ist, hat sich einen Fastnachtsscherz gemacht. Nehmen Sie inzwischen dieses goldene, mit Diamanten besetzte Armband als Pfand, morgen wird die Kleinigkeit berichtigt werden.« »Es tut mir unendlich leid, gnädige Frau ...«

»Machen Sie weiter keine Umstände - hier nehmen Sie.«

Damit reichte Gabriele ihr kostbares Armband dem Aufwärter und schlüpfte aus dem Haus, um sich des draußen

harrenden Wagens zu bedienen.

Schon früh am anderen Morgen war Helferich im Restaurant.

»Eine nahe Verwandte von mir befand sich gestern wegen eines unzeitigen Scherzes, den ich verübte, in der peinlichen Verlegenheit, ihr Armband hier zurückzulassen.«

»Mein Gott, Sie, Herr Helferich?«, rief der Oberkellner, sich tief verbeugend. »Wer konnte aber auch ahnen ...«

»Schon gut. Zeigen Sie mir doch einmal das hinterlegte Pfand.«

»Hier ist es.«

»Richtig, ich erkenne es. Nun, wie gesagt, sehen Sie die Sache als einen Fastnachtsscherz an. Die Dame wird noch heute die kleine Rechnung berichtigen.«

»Hat ja gar nichts zu bedeuten. Wie gesagt, wenn wir eine Ahnung hinsichtlich der Persönlichkeit der Herrschaften gehabt hätten ...«

»Nun, was geschieht nicht manchmal im Übermut. Leben Sie wohl, ich wünsche nicht, dass Sie meiner gegen irgendjemand Erwähnung tun.« »Können sich darauf verlassen!« Der Oberkellner gab dem Davoneilenden durch eine tiefe Verbeugung das Geleit.

»Sie war es«, murmelte Helferich, »es besteht nun weiter kein Zweifel darüber. Ich überreichte ihr das Armband an ihrem letzten Geburtstag als Angebinde.«

Etwa zwei Stunden später erschien Gabriele.

»Eine Freundin von mir hat gestern etwas bei Ihnen liegen lassen.«

»Ach ja, ein Armband. Ich bedauere sehr, gnädige Frau, hätte es der Dame nur beliebt, sich bloß durch ein paar Worte näher zu erkennen zu geben ...«

»Das wollte sie nun aber nicht. Hier ist das Geld. Apropos, war inzwischen vielleicht schon ein Herr hier?«

»Allerdings. Es ist mir zwar verboten worden, davon zu sprechen, aber Ihnen darf ich es wohl sagen. Herrn Helferrich scheint der Scherz sehr zu amüsieren. Er lachte laut, als er sich das Armband von mir zeigen ließ.«

Beide Eheleute wussten nun, wie sie miteinander dran waren.

»Es mag ihm eine Warnung für die Zukunft sein«, dachte Gabriele, »inzwischen habe ich mich auch übereilt und somit will ich die Sache nicht weiter berühren, wenn er nicht selbst davon anfängt.«

»Eifersucht ist immer ein Zeichen von Liebe, und schuldig muss ich mich jedenfalls am meisten bekennen«, meinte Helferrich. »Zudem wurde sie durch die Lehre, welche ich ihr gab, hinlänglich für ihre Unüberlegtheit bestraft. Ich werde also tun, als ob ich sie nicht erkannt hätte, vorausgesetzt nämlich, dass sie mich nicht zum Sprechen zwingt.«

Als die beiden Gatten später beim Mittagstisch wieder zusammentrafen, fragte unser Bekannter seine junge Frau so unbefangen wie möglich: »Wie geht es dir, mein Schatz, hast du gut geschlafen?«

»Sehr gut. Und du? Du bist wohl ziemlich spät nach Hause gekommen?«

»Allerdings. Man kann sich oft beim besten Willen von seinen Freunden nicht so schnell losreißen.«

»Was sich die Frauen doch in gewissen Fällen zu verstellen vermögen«, dachte Helferrich.

»Wie doch die Männer zu lügen verstehen«, resümierte die junge Frau im Stillen.

Dabei blieb es aber. Man lächelte sich wie gewöhnlich an,

man erzeigte sich Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten und bei beiden machte sich immer mehr die Überzeugung geltend, dass sie sich eigentlich doch so recht von Herzen liebten.

Als wieder ein Jahr verflossen war, sagte unser Bekannter zu seiner Gattin: »Morgen ist großer Maskenball, lass uns demselben gemeinsam beiwohnen.«

»Aber ich habe eine Bedingung«, antwortete Gabriele und machte dabei ein verschmitztes Gesicht. »Nun, lass hören.«

»Du lädst keine Zigeunerin mehr zum Souper ein.«

»Willst du nicht unser Geheimnis verraten!«, rief Helferrich und zog lachend seine Gattin an sein Herz.

»Ich glaube, wir haben uns beide gebessert«, erwiderte diese heiter, »und nun komm und lass uns auf den Ball gehen.«

Einige Tage nach dem hier geschilderten Fest trat Herr von Schwefelkorn eines Morgens zum Erstaunen unseres Philosophen ganz unerwartet im vollständigen Reisekostüm in das von beiden bisher innegehabte Wohnzimmer.

»Wie«, rief Schwalbe erstaunt, »das sieht ja beinahe so aus, als ob Sie mich verlassen wollten?«

»Das ist auch der Fall«, entgegnete der Teufel mit allen Anzeichen einer schmerzlichen Gemütsbewegung. »Mein Urlaub ist abgelaufen und eine Verlängerung desselben haben mir Seine Höllische Majestät trotz inständiger Bitten nicht zu bewilligen geruht. Lassen Sie uns daher die Abschiedsszene möglichst verkürzen, denn sonst passiert es mir am Ende noch, dass ich vor Rührung in Tränen ausbreche und weinen darf ein anständiger Teufel nicht, das werden Sie selbst einsehen.«

»Es ist sonderbar«, erwiderte der Doktor, »wie auch mir diese Trennung zum Herzen geht. Als Philosoph ziehe ich daraus den Schluss, dass doch manches in unserer Natur vorhanden sein muss, was mit der Ihren verwandt ist.«

»Wenn die Menschen nur immer ehrlich sein wollten«, erwiderte der falsche Baron, »so würde eine gute Portion Heuchelei weniger in der Welt sein. Ich habe Ihnen ja auch durch mein Beispiel bewiesen, dass es sehr anständige und gebildete Teufel gibt, die es unter ihrer Würde halten würden, sich mit dem gemeinen Handwerk des Halsumdrehens zu befassen. So etwas überlassen wir unseren eigens hierfür angestellten Henkern. Das aber sind leider die Kerle, welche uns unseren Kredit hier auf Erden verderben. Eine viel angenehmere, und wenn ich mich so ausdrücken darf, auch weit ästhetischere Aufgabe ist es, euch eitle Erdenbewohner so lange zu reizen und zu kitzeln, bis eure Narrheiten vollständig zum Vorschein kommen. Und hiervon haben Sie ja, während der Zeit, wo mir das Vergnügen zuteilwurde, Ihre Gesellschaft zu genießen, selbst so manches Beispiel erlebt.«

»Wohl wahr«, entgegnete Schwalbe, »denn bereitwillig erkenne ich an, dass ich ohne Ihren Beistand nie imstande gewesen sein würde, ein so reiches Material für mein beabsichtigtes Werk zu sammeln.«

»Na, lassen Sie es gut sein«, bemerkte Schwefelkorn mit einem abwehrenden Lächeln. »Was ich tat, tat ich für einen Freund, und solche Kleinigkeiten sind nicht der Erwähnung wert.«

»Nach Ihrem Anzug zu schließen«, sagte Schwalbe, »scheint es, als wünschten Sie auch auf Ihrer Rückreise völlig unerkant zu bleiben?«

»Ich habe«, entgegnete der falsche Baron lächelnd, »unterwegs noch einige kleine Geschäfte abzumachen. Da sind so ein paar faule Kunden, denen ich ihre Scheine verlängern muss. Sie glauben nicht, mit was für allerhand Lumpenvolk man sich herumzuschlagen hat.«

»Daran zweifele ich nicht. Unsereins macht ja in dieser Beziehung hier auf Erden ebenfalls Erfahrungen genug. Doch um wieder auf Ihre Abreise zu kommen: Wenn es Ihnen sonst recht wäre, so würde ich Sie einladen, mich bei Gelegenheit später einmal in aller Stille zu besuchen.«

»Haben Sie denn einen weiten Schornstein?«, fragte der Teufel mit einem gutmütigen Grinsen.

»Oh, den können Sie mit aller Bequemlichkeit benutzen.«

»Nun, ich hoffe, es wird sich im Lauf der Zeit machen lassen.«

»Gern möchte ich Ihnen auch als Zeichen meiner Hochachtung ein Exemplar meines Zukunftswerkes »Psychologische Studien« aushändigen, aber ich weiß nicht, wie ich dies anfangen soll.«

»Nichts ist leichter als das«, bemerkte Schwefelkorn, »übersenden Sie dem Doktor Krötengift zur Rezension desselben statt eines Exemplares deren zwei. Ich bin mit demselben sehr befreundet und hole mir das Buch dann bei Gelegenheit von ihm ab.«

»Gut, ich will mir das notieren.«

»Und nun leben Sie wohl, geliebter Freund«, sagte der Teufel, indem er seine Arme ausbreitete, um unseren Philosophen an sein Herz zu drücken. »Leugnen kann ich nicht, dass ich schon am liebsten wünschte, Sie mit mir zu nehmen.«

Hierdurch wurde doch das Misstrauen Schwalbes gegen

seinen Bekannten wieder angeregt. »Wenn er noch im letzten Augenblick so einen heimtückischen Streich ausführte?«, dachte er, aber zugleich erinnerte er sich auch, dass er sich für solche Fälle ja vorgesehen hatte, indem er seinen Zahn und den Holzsplitter stets auf der Brust trug.

Der Teufel mochte wohl seine Gedanken erraten, denn lächelnd bemerkte er: »Die Vorsicht hätten Sie sich ersparen können, denn abgesehen von dem Ihnen erteilten Versprechen, wissen Sie ja, dass wir uns mit einem deutschen Gelehrten nur sehr ungern befassen. Da würde es wohl alle Tage Streit und Händel geben und am Ende fiel es einem solchen Herrn noch ein, mit seiner Bücherweisheit auch in der Hölle opponieren zu wollen.«

»Na, regen Sie sich zuletzt nicht noch auf«, entgegnete Schwalbe lachend. »Das beruht auf Ansichten, aber wie gesagt, durch solche einzelne Meinungsverschiedenheiten soll unserer Freundschaft kein Abbruch geschehen. Leben Sie wohl und halten Sie sich versichert, dass ich Ihrer recht häufig gedenken werde.«

Teufel und Philosoph drückten sich sehr warm die Hand und dann verschwand Schwefelkorn aus dem Zimmer und bestieg unmittelbar darauf eine Droschke, die ihn zum Bahnhof bringen sollte. Noch einmal schwenkte der Doktor zum Abschied mit seinem Taschentuch, der falsche Baron tat unter allen Anzeichen einer tiefen Rührung ein Gleiches und im nächsten Augenblick hatte das Schicksal beide ebenso unerwartet wieder getrennt, wie sie vom Zufall plötzlich zusammengeführt worden waren.

»Was soll ich nun hier noch länger?«, so fragte sich Doktor Schwalbe eines Morgens, nachdem er sich drei Tage hindurch auf das Empfindlichste gelangweilt hatte. »Das

Beste wird wohl sein, ich packe ebenfalls meinen Koffer und kehre nun endlich nach so langer Abwesenheit in die Heimat zurück.«

Gesagt, getan, der Ausführung folgte unmittelbar die Tat. Schon eine Stunde später saß unser Bekannter in der Ecke eines Coupés und überließ sich seinen stillen Betrachtungen. Es war schon ziemlich spät, als er ganz unerwartet sein Haus erreichte und das so lange vermisste Wohnzimmer betrat.

Gottlieb saß auch diesmal im geblühten Schlafrock im weichen Lehnstuhl und spielte den Hauspatriarchen. Aber ein einziger Blick überzeugte den Doktor, dass zwischen ihm und Phöbe eine merkbare Kälte eingetreten sein musste. Letztere hatte ihm den Rücken zugewendet und machte ein schmallendes Gesicht, während Schnorpel hinter einer großen Tabakwolke seinen Gesichtsausdruck zu verbergen suchte.

Der Eintritt des Doktors veränderte natürlich diese Szene. Beide sprangen überrascht auf und begrüßten unseren Bekannten auf das Herzlichste.

»Nun, wie habt ihr euch vertragen?«, fragte Schwalbe mit einem humoristischen Lächeln.

Gottlieb senkte den Kopf und brummte etwas Unverständliches vor sich hin. Phöbe aber ergriff nach Art der lieben Evastochter sogleich das Wort und sagte ziemlich gereizt: »Oh, mit dem Herrn Schnorpel ist ja gar nichts anzufangen. Ich habe es gut genug mit ihm gemeint und ihm nach Kräften Anleitung gegeben. Aber der ist ja so schwer von Begriff - und kurz und gut, Herr Doktor, ich freue mich, dass Sie wieder hier sind.« Damit schlüpfte sie zur Tür hinaus, auf den verdutzten Schnorpel noch einen halb

mitleidigen, halb spöttischen Blick werfend.

»Höre einmal, alter Junge«, sagte Schwalbe, »es scheint wirklich, als ob du die Zeit meiner Abwesenheit schlecht benutzt hast. Ich ließ dich doch in einem ganz warmen Nest zurück, und Phöbe scheint es auch ganz gut mit dir gemeint zu haben.«

»Die Freundschaft - die Freundschaft«, stotterte Gottlieb verlegen, »du gabst mir dein Eigentum zu hüten, - hm, begreifst du nun?«

»Lass dich nicht auslachen«, rief der Philosoph. »Phöbe gehört doch nicht zu meinem Eigentum! Nein, die Sache ist die, alter Junge, dass du zur Klasse der blöden Schäfer gehörst, was die Frauen durchaus nicht lieben. Und deshalb hat dich Phöbe wahrscheinlich auch im Stillen für einen großen Einfaltspinsel gehalten.«

»Ich hielt mich aber doch sehr tapfer«, murmelte Schnorpel, »und das innere Bewusstsein ...«

»Ich kenne einen Herrn«, bemerkte der Doktor, indem er dabei an Schwefelkorn dachte, »der dir als einen Narren geradezu ins Gesicht lachen würde. Indessen wie du meinst - ich will deine Grundsätze nicht erschüttern: Der Glaube macht selig!«

Ende des dritten Bandes